

# Rezensionen / Recensions / Recensioni

Pierre Sánchez, *Foedus ictum. Les rites de sanction des traités romains sous la République et les Julio-Claudiens*, Basel: Schwabe, 2024 (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft, Bd. 60), 324 Seiten, 54 Abbildungen.

Das Buch des Genfer Althistorikers Pierre Sánchez beschäftigt sich mit der alten, auch von Theoretikern nie befriedigend beantworteten Frage, was eine zwischenstaatliche Vereinbarung eigentlich verbindlich macht. Er befasst sich dazu unter verschiedenen Aspekten mit dem Thema *foedus* – breit verstanden als Vertrag zwischen Römern und anderen. Zu diesem Zweck taucht er in die Details der antiken Quellen ein, begrüßenswerterweise ohne zu versuchen, verschiedene Formen von *foedera* begrifflich zu trennen oder die These zu vertreten, die Römer hätten verschiedene Kategorien von *foedera* unterschieden. So stellt er seiner Untersuchung zwar ein Kapitel «Definitionen, Terminologie, Konzepte» voran, jedoch dient dieses Kapitel vor allem als Forschungsüberblick. Das zweite Kapitel widmet er dem Fetialrecht, das dritte dem *foedus* unter Waffen. Diesem folgen Kapitel zum Handschlag, zum Schwur/Eid mit Stein und Steinwurf sowie zum Wert des Eids der Magistrate, was er traditionell an der *pax Caudia* diskutiert. Die Kapitel sind weitgehend gleich aufgebaut: Zunächst wird die literarische Überlieferung präsentiert, dann soweit vorhanden die ikonographische, vor allem die numismatische. Sánchez blickt damit auf das klassische Reservoir der Beispiele europäischer Völkerrechtswissenschaft, nämlich die Verträge der Römischen Republik und der frühen Kaiserzeit. Er bleibt strikt im Bereich der Staatsgeschichte und blendet die Ritual-, Religions- und Verfassungsgeschichte sowie konzeptionelle Probleme der Völkerrechtsgeschichte aus.

Die Stärke der Untersuchung liegt in der umfangreichen Auswertung des numismatischen Materials. Besonders markant ist die Rekonstruktion der Statuengruppe, die nach überzeugender Interpretation an den Vertragsschluss von Romulus und Tatius, also an die Verbindung von Römern und Sabinern erinnerte. Das geschulte Auge sieht es direkt in der Mitte auf dem Cover – zwei Männer, links der Sabiner mit nacktem Oberkörper und markantem Bart, rechts der Römer mit Brustpanzer und ohne Bart, stehen mit ihren Schwertern in ein Ferkel, das ein dritter, zwischen ihnen kniender Mann hält. Als Livius seine römische Geschichte schrieb, stand dieses Standbild an zentraler Stelle und dürfte ähnlich bekannt gewesen sein wie die heute noch allgegenwärtige kapitolinische Wölfin. Die Bedeutung dieser Rekonstruktion ist nicht zu unterschätzen – bildliche Darstellungen von friedlichen, nichtkriegerischen Ereignissen der römischen Geschichte sind heute wenig präsent. Die Bindung an Regeln wird in manchen Diskursen sogar als so gering erachtet, dass die Existenz von Völkerrecht oder rechtlicher Bindung Roms im Verhältnis zu anderen ausserhalb des eigenen Gemeinwesens nach 146 v. Chr. vielfach geleugnet wird. Dass dies nicht richtig ist, habe ich aufgrund der Zeugnisse der literarischen Quellen des Prinzipats (was Livius einschliesst) bereits vor einigen Jahren gezeigt.<sup>1</sup> Der numismatische Befund verweist ebenfalls auf die beachtliche Bedeutung solcher Verbindungen für die römische Selbstwahrnehmung.

Die genaue Betrachtung der Münzen bestätigt das allseits bekannte Interesse der augusteischen Zeit für die Fetialriten. Beim Handschlag (in der Forschung verbreitet unter dem griechischen Ausdruck *δεξιῶσις* behandelt) konzentriert sich Sánchez auf Quellenbe-

---

1 Nina Grotkamp, *Völkerrecht im Prinzipat. Möglichkeit und Verbreitung*, Baden-Baden 2009 (Studien zur Geschichte des Völkerrechts, Bd. 22).

lege, bei denen die Geste mit der Etablierung formeller diplomatischer Beziehungen und dem Abschluss oder der Bestätigung von «*accords à caractère public*» verbunden werden kann. Sánchez hebt hervor, dass der Ausdruck *dextrarum iunctio* in der antiken Literatur nicht belegt ist, *iunctio* aber auf einer Münze erscheint, die hier nicht interessiert. Im ikonographischen Abschnitt behandelt er eine Reihe von Münzen aus dem ersten vorchristlichen Jahrhundert bis zum frühen Prinzipat, unter anderem die Münzserien, die nach einhelliger Auffassung der Forschung die etablierten Beziehungen zwischen Pompeius und spanischen Städten illustrieren. Das fünfte Kapitel ist allein der Polybiospassage 3.25.6–9 (Vertrag zwischen Rom und Karthago) gewidmet und bleibt ohne ikonographischen Teil. Sánchez kommt hier zum Schluss, dass anstelle der jüngeren Lesung  $\delta\acute{\iota}\alpha\ \lambda\acute{\iota}\theta\omega\nu$  (durch Steine) besser mit den älteren  $\Delta\iota\alpha\ \lambda\acute{\iota}\theta\omicron\nu$  (bei Jupiter Lapis) zu lesen sei, auch wenn die Interpretation neue Probleme aufwerfe. Der Text zeuge von einem bzw. zwei weiteren Schwurformen, die von den drei anderen zuvor behandelten Vertragsschlussformen zu unterscheiden sei. Dass alle Formen die gleiche Bindung erzeugten, versucht Sánchez im letzten Kapitel zu begründen, in dem er die Auslieferung (*deditio*) des vertragschliessenden Magistrats erörtert, wobei er leider die enge Quellenbindung verlässt. Zudem geht er in nicht nachvollziehbarer Weise davon aus, der privatrechtliche Lösungsmechanismus *noxā deditio* sei eine Strafe. Die im Fazit aufgestellte These, wonach die unterschiedlichen Akzente der literarischen Überlieferung auf eine Auseinandersetzung innerhalb Roms zurückzuführen sei, also ein Reflex innenpolitischer Machtkämpfe zwischen den Polen Magistrat, Senat und Volksversammlung, ist auf den ersten Blick einleuchtend, jedoch wenig vorbereitet.

Es ist zu hoffen, dass angesichts dieser minutiösen Aufbereitung des Quellenmaterials Sánchez' Erkenntnisse bei der Behandlung übergreifender Fragestellungen aufgegriffen werden, d. h. in der Diskussion der politischen Institutionen der Römischen Republik ebenso wie bei Memorialkultur oder der rechtshistorischen Debatten zur Ausbildung des Vertragsrechts.

Nadine Grotkamp, Frankfurt a. M.

Liliane Marti, **Konflikt und Konzil. Der Donatistenstreit in der Spätantike**, Basel: Schwabe, 2023 (Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft, Bd. 58), 344 Seiten.

In jüngster Zeit hat die Forschung zur spätantiken Kirchengeschichte ihre traditionell theologie- und dogmengeschichtliche Fokussierung vielfach durch sozial- und strukturgegeschichtliche Ansätze ergänzt. Die Alte Kirche wird in ihren sozialen Funktionsweisen in den Blick gerückt, es wird nach Gruppenbildungsprozessen, institutionellen Aushandlungsformen oder Konfliktdynamiken gefragt – meist unter expliziter Bezugnahme auf theoretische Angebote der Sozialwissenschaften. Insbesondere den Konzilien, als Foren des direkten kirchlichen Austauschs, kommt dabei Aufmerksamkeit zu, so auch in der Berner Dissertation von Liliane Marti, die anhand einiger Bischofsversammlungen im Donatistenstreit eine Neubewertung der Institution «Konzil» als Instrument kirchlicher Konfliktbewältigung anstrebt. Martis Interesse gilt der konfliktgestaltenden Wirkung der Konzilien, wobei sie ihren Fokus weniger darauf legt, *was* Konzilien bewirkt haben, als darauf, *wie* sie wirkten (vgl. S. 14).

Methodisch verbindet Marti hierzu zwei Zugänge: Zum einen nutzt sie das Konzept der *coping strategies*, das Handlungen betrachtet, die auf eine bewusste Bearbeitung (nicht unbedingt auf eine Lösung!) von Konflikten abzielen; daraus ergibt sich ein akteurszentrierter Ansatz, durch den zugleich das Prozesshafte des synodalen Konfliktaustrags be-

tont wird. Zum anderen – und für die Studie wichtiger – bezieht sich Marti auf die Konfliktsoziologie Georg Simmels mit ihrer Betonung des soziologisch produktiven Charakters von Konflikten im Sinne einer ‚Vergesellschaftung‘ – ein Konzept, das bspw. schon in der Forschung zur Römischen Republik ertragreich angewendet worden ist. Auf dieser Basis analysiert die Autorin im ersten Teil der Studie (‚Konfrontieren und konfrontiert werden‘, S. 37–269) ausgewählte Synoden im Donatistenstreit: die kaiserlich initiierten Konzilien von Rom 313 und Arles 314, das katholische Konzil von Karthago 348/49, das maximianistische Konzil von Cebsarsussa 393 und schliesslich das donatistische Konzil von Bagai 394. Der Aufbau der Einzelbetrachtungen folgt immer dem gleichen Schema: organisatorisches Setting, Verlauf der Verhandlungen, unmittelbare Folgen und soziologische Auswirkungen der Konzilien werden in den Blick genommen. Im deutlich kürzeren zweiten Hauptteil (‚Umwerben und umworben werden‘, S. 273–307) erweitert Marti die Perspektive im Sinne der simmelschen ‚Konkurrenz‘ dann auf den Beitrag nicht-episkopaler Akteure (bspw. Kaiser, Beamte oder Laien).

Martis Zugang überzeugt besonders dort, wo sie die produktive Wirkung von Konzilien für die Entwicklung des Konflikts darstellt. Ihre These, dass sich donatistische und katholische Seite, die in der Personalfrage des Caecilianus ursprünglich eher lose definiert waren, erst durch die Deutung des Streits als *negotium ecclesiasticum* in den Konzilien von Rom und Arles 313/14 als abgegrenzte Parteien (und dann als Kirchen) formierten, leuchtet ein. Und weil die initiale Entscheidung gegen die donatistische Seite erging, zog diese daraus Impulse zur Betonung der unbedingten Einheit, Eindeutigkeit und Geschlossenheit, die sie von der katholischen Seite unterschied, die eher auf Vollständigkeit zielte (an dieser Stelle hätte Marti ergänzend Simmels Essay *Die Religion* [1906/12] zurate ziehen können). Die Wirkung von Konzilien beschränkte sich also mitnichten auf ihren theologischen Output, sondern lag in der Möglichkeit, Konflikte zu strukturieren, Akteure zu positionieren und soziale Formationen zu stabilisieren – oder, wie im Fall der Donatisten, ggf. auch soziologisch zu radikalisieren.

Ungeachtet dieser anregenden Einsichten muss leichte Kritik an der methodischen Anlage der Studie geübt werden: Der Versuch, die Tragfähigkeit eines extern vorgegebenen theoretischen Konzepts mittels seiner Anwendung auf einen spezifischen historischen Gegenstand zu testen, führt (zumindest für eine geschichtswissenschaftliche Arbeit) zu einer gewissen Schiefelage in Bezug auf das, was eigentlich erklärt werden soll: Statt die Anwendbarkeit der Theorie deduktiv am Gegenstand zu prüfen, wäre ein induktives Vorgehen – die Entwicklung einer ‚historischen‘ Theorie anhand der Betrachtung des Gegenstandes – vielleicht sinnvoller gewesen, zumal Marti selbst darauf hinweist, dass gerade Abweichungen von der ‚idealen‘ Theorie in der historischen Praxis von Interesse sind (z. B. S. 319). Auch einige Prämissen der Studie scheinen zu eng gefasst. So folgt die Bewertung der ‚kaiserlichen‘ Konzilien von Rom und Arles als Mischverfahren recht einseitig der klassischen Konzeption von K. M. Girardet, wohingegen neuere Studien ‚Reichskonzilien‘ eher als Kopplung zweier zwar eng verbundener, funktional aber ganz klar getrennter Verfahren verstehen – dem Konzil einerseits und der kaiserlichen Durchsetzung andererseits.<sup>2</sup> Die vorgeblich ‚kaiserlichen‘ Konzilien weichen insofern strukturell nicht von der von Marti konstatierten ‚Normalform‘ nicht-kaiserlich organisierter Konzi-

2 Vgl. etwa Hanns-Christof Brennecke, Synode als Institution zwischen Kaiser und Kirche in der Spätantike, in: Uta Heil, Annette von Stockhausen (Hg.), Die Synoden im trinitarischen Streit, Berlin 2017, S. 19–50; Jan-Markus Kötter, Die Suche nach der kirchlichen Ordnung, in: Historische Zeitschrift 298 (2014), S. 1–28. Zumindest der erste Aufsatz findet sich in Martis Bibliographie.

lien ab. Ganz allgemein ist die Argumentation stellenweise unzureichend in den Forschungsstand eingebettet; insbesondere eine kompakte Darstellung der Forschungslage zum Donatistenstreit und zum Konzilswesen würde die Fortschritte von Martis eigener Studie deutlicher hervorheben.

Trotz dieser Kritikpunkte stellt Martis Arbeit einen zweifellos originellen und durchaus beachtenswerten Beitrag zur Synodalgeschichte dar. Vor allem die Einsicht, dass auch vermeintlich gescheiterte Konzilien soziologisch produktive Effekte haben konnten, erweitert die Perspektiven auf das Synodalwesen ganz erheblich. Und durch die Verlagerung des Erkenntnisinteresses weg vom normativen Ergebnis hin zum historischen Prozess eröffnet die Studie Anschlussmöglichkeiten weit über den Donatistenstreit hinaus.

*Jan-Markus Kötter, Düsseldorf*

Bernhard Zeller, **Diplomatische Studien zu den St. Galler Privaturkunden des frühen Mittelalters (ca. 720–980)**, Wien: Böhlau/Vandenhoeck & Ruprecht, 2022 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 66), 631 Seiten.

Im Stiftsarchiv St. Gallen befinden sich ein aussergewöhnlicher Bestand von weit über 800 Originalurkunden und Urkundenabschriften aus der Zeit vor 1000. Diese sind grossenteils in den *Chartae Latinae Antiquiores* und vollständig in den ersten beiden Bänden des *Chartularium Sangallense* ediert. An diesen Editionen wirkte Bernhard Zeller gemeinsam mit dem Stiftsarchivar Peter Erhart und Karl Heidecker mit, wodurch er zu der vorliegenden Studie angeregt wurde, die er als Habilitationsschrift an der Universität Wien einreichte. Der Band bietet zunächst eine hilfreiche Vorbemerkung zur Struktur des Bandes. Überaus nützlich für alle, die mit der Urkundenlehre weniger vertraut sind, ist, dass Bernhard Zeller an dieser Stelle noch einmal erläutert, was die von ihm benutzten Begriffe «Form», «Formel» und «Formular» im diplomatischen Kontext bedeuten (S. 19). Im ersten Abschnitt gelingt Zeller ein differenzierter Überblick über die Geschichte St. Gallens bis 980, der die Aussagen der Urkunden bereits stark mit einbezieht. Der zweite Abschnitt behandelt die verschiedenen, in den Urkunden dokumentierten Rechtsgeschäfte: freie und bedingte Schenkungen, Prekarieschenkungen mit Nutzungsvorbehalt, Tausch, Kauf, Freilassung aus der Unfreiheit sowie Streitsachen und Gerichtshandlungen. Dabei zeigt sich, dass die Prekarieschenkungen die häufigste Art der Güterübertragungen waren, wenn ihre Häufigkeit auch ab der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts deutlich zurückging. Zeller legt detailliert dar, wie die einzelnen Rechtsgeschäfte funktionierten und welchen Erkenntnisgewinn man aus dem Inhalt der Urkunden, dem Vorgang der Verschriftlichung und den Zeugenlisten ziehen kann. Von besonderer Bedeutung ist hier die Untersuchung zu den einzelnen Schreibern sowie zur Archivierung der Urkunden. Der zweite Abschnitt enthält eine sorgfältige Analyse der äusseren und inneren Merkmale der Urkunden (S. 131–210), vor allem der Schrift, der graphischen Symbole, der Subskriptionsformeln und -zeichen, der Urkundensprache und der Datierungen. Gerade hinsichtlich der Schrift wäre es schön gewesen, die Abbildungen direkt im Text, statt in einem separaten Kapitel verfügbar zu haben. Der dritte Abschnitt untersucht den Aufbau der verschiedenen Urkundenformen und ihrer Formeln und nimmt vor allem die zahlreichen Schenkungsurkunden in den Blick. Im vierten Abschnitt geht es um die Entwicklung des St. Galler Urkundenwesens. Dabei unterscheidet Zeller klar zwischen klösterlichen Schreibern aus St. Gallen und nichtklösterlichen Schreibern. Im letzten grossen Abschnitt steht die Frage nach der Verbreitung und Verwendung von erhaltenen und rekonstruierbaren Urkundenformularen im nichtklösterlichen Urkunden-

wesen im Zentrum. Wichtig ist hier der Hinweis auf die Rezeption der Marculf-Formel II,6,<sup>3</sup> da die Nutzung der Formeln aus Formelsammlungen wie derjenigen Marculfs immer wieder in Frage gestellt wurde. Der Band schliesst mit einer ausführlichen und hilfreichen Schlussbetrachtung, die Ausblicke auf eine «Urkundenlandschaft» Alemannien und die benachbarten Regionen gewährt. Ein Anhang erschliesst das Quellenmaterial in Form einer Urkundenübersicht (S. 541–559), welche die Urkunden nach der Zählung der älteren Edition von Wartmann sowie der neuen Edition im *Chartularium Sangallense* erschliesst, und die Actum-Orte nichtklösterlicher Schreiber auch durch Karten greifbar macht (S. 561–573). Ein Register der behandelten Handschriften, Urkunden und Formulare (S. 617–623), Personen- (S. 624–628) und Ortsnamen (S. 629–631) erleichtert die Orientierung im Band.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle die zahlreichen neuen Ergebnisse, die Bernhard Zeller präsentiert, gebührend zu würdigen. Der Band bietet in erfreulich klarer Sprache eine systematische diplomatische Erstaufnahme des Urkundenmaterials in St. Gallen, die es bisher so noch nicht gab. Bernhard Zeller hat mit diesem Band ein Standardwerk vorgelegt. Nicht nur für die Diplomatie der Urkunden St. Gallens ist der Band ein Meilenstein, sondern er hilft auch, andere, weniger gut überlieferte Urkundenbestände einzuordnen. Jeder, der sich künftig mit den St. Galler Urkunden und der frühen St. Galler Klostergeschichte beschäftigt, wird dieses Buch benutzen müssen.

*Sebastian Scholz, Zürich*

**Johannes Luther, Bischöfliche Gruppenbildungen und Vernetzungen im burgundischen Raum 1032–1156, Ostfildern: Thorbecke, 2024 (Vorträge und Forschungen, Sonderband 64), 620 Seiten, 7 Abbildungen, 8 Stammtafeln.**

Die bedeutende Rolle einzelner burgundischer Bischöfe in der Kirchenreform des 11. Jahrhunderts und im Investiturstreit wurde zwar von Studien zu einzelnen Akteuren oder von breiten Übersichten zum Investiturstreit durchaus schon gewürdigt, die im Jahr 2021 an der Universität Zürich eingereichte Dissertation geht aber methodisch neue Wege: Johannes Luther richtet seinen Blick auf Gruppen und Netzwerke von Bischöfen zwischen 1032, also dem Übergang des burgundischen Reichs an die Salier, und 1156, als sich der staufische Zugriff auf Burgund verstärkte. Räumlich werden zwar nicht die Provence, aber sowohl das Königreich als auch das Herzogtum Burgund behandelt, also die Bistümer in den Erzdiözesen Besançon, Tarentaise, Vienne und Lyon.

Gefragt wird nach der Zusammensetzung, Genese und weiteren Entwicklung dieser Gruppen an Bischöfen, nach deren Rolle im burgundischen Herrschaftsgefüge und nach den Mechanismen, die diese Gruppierungen zusammenhielten. Aufgrund der disparaten Quellenlage verzichtet der Verfasser zu Recht auf den Netzwerk-Begriff und verdeutlicht immer wieder die Lücken in der Überlieferung. Es zeigt sich dennoch, dass bei einer Untersuchung von bischöflichen Gruppen im Hochmittelalter quellenbedingt vor allem Aussagen zu den zentralen Bischöfen möglich sind, was auch viele der Kapitelüberschriften belegen, in denen der Name eines einzigen Bischofs genannt wird. Deutlich wird aber in jedem Fall, dass in der Phase relativer Königsferne im Burgund zwischen 1032 und 1156 nicht nur einzelnen, sondern vielen Bischöfen eine zentrale Rolle zukam, die in dieser Grenzregion bzw. in diesem Verbindungsraum durch die Ereignisse der Kirchenreform und des Investiturstreits sogar noch gesteigert wurde.

<sup>3</sup> [https://werkstatt.formulae.uni-hamburg.de/texts/urn:cts:formulae:marculf.form2\\_006.lat001/pasage/all](https://werkstatt.formulae.uni-hamburg.de/texts/urn:cts:formulae:marculf.form2_006.lat001/pasage/all) (30.7.2025).

Der Verfasser untersucht aber nicht nur das Agieren der Bischöfe mit anderen Herrschaftsträgern, sondern auch die Entwicklung des Bischofsamts selbst und die Modifizierungen des Amtsverständnisses bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, so insbesondere die zunehmende Bedeutung geistlicher Ideale und die «Vermönchung» des Bischofsamts. Er versteht die Bischöfe als Vermittler und Reformen, wobei stets klar abgesteckt wird, in welchen Konstellationen die Vermittlungsversuche der Bischöfe erfolgreich sein konnten und in welcher Vielfalt und auch Gegensätzlichkeit Kirchenreformen verstanden wurden. Während in der Einleitung in überzeugender Form Grundbegriffe wie soziale Gruppe, soziale Beziehung oder Netzwerk reflektiert und in die Wissenschaftsgeschichte eingeordnet werden, fehlt eine solche Präzisierung für die Begriffe Vermittler und Reform, die ebenfalls einer – kritischen – Einordnung bedurft hätten.

In den beiden Kapiteln zur Vorgeschichte, welche die Entwicklung der Kirchenstruktur und die Verhältnisse in Burgund im frühen 11. Jahrhundert darstellen, zeigt sich anschaulich die Zunahme des bischöflichen Einflusses bereits vor der Jahrtausendwende: Die Bischöfe verhielten sich im rudolfingischen Burgund loyal zum Herrscher und verbreiteten bereits in dieser frühen Phase Reformideen. Die weitere Entwicklung beschreibt der Verfasser in drei Phasen: zunächst von 1032 bis 1072 während der frühen Kirchenreform und der Entstehung des Reformpapsttums, anschliessend bis zum Ende des Investiturstreits im engeren Sinn um 1125 und schliesslich in der Zeit der Mönchs Bischöfe bis 1156. Veranschaulicht wird die Darstellung durch Karten und Grafiken, welche die Netzwerke visualisieren, ergänzt wird sie um einen Anhang mit prosopografischen Listen, Quelleneditionen und einer beeindruckenden Literaturliste, ausserdem erschlossen durch ein zuverlässiges Register.

Insgesamt kann der Verfasser überzeugend herausarbeiten, dass aus dem Kreis der burgundischen Bischöfe bis zum Investiturstreit zwar durchaus unterschiedliche Gruppen um zentrale Akteure, zumeist Erzbischöfe, entstanden, die in manchen Fällen eher päpstlich, in anderen eher königlich orientiert waren, dass sie sich jedoch als auf den Raum Burgund bezogene Vermittler verstanden. Erst mit dem Investiturstreit bildeten sich zwei gegensätzliche Gruppen aus, zugleich erweiterte sich der Radius der Bischöfe, die nun über Burgund hinaus zu wichtigen Parteigängern insbesondere der gregorianischen Fraktion wurden. Als Ergebnis des Investiturstreits kamen in der dritten Phase viele Mönche auf burgundische Bischofsstühle, die weiterhin eng mit ihren Abteien verbunden blieben. Mit den unterschiedlichen Reformgruppen und Ordenskontexten löste sich der zuvor einheitliche burgundische Raum bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts auf: Die Zugehörigkeit zu einer Region entwickelte sich immer mehr zu einer Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder zu einer Partei. Zudem verloren verwandtschaftliche Bindungen an Bedeutung und wurden durch institutionalisierte Bindungen wie an einen Klosterverband oder wie Hierarchien der entstehenden Papstkirche ersetzt. Bei diesen grossen Linien bleiben in der Monografie aber stets die Dynamik der Gruppen, die Rolle einzelner Bischöfe und die vielfältigen Formen von Inklusion und Exklusion im Blick – vielleicht liegt das wichtigste Ergebnis dieser herausragenden Dissertation am Ende doch im Detail. Vorbildhaft wird diese Studie fraglos für die Erforschung anderer bischöflicher Gruppenbildungen und Vernetzungen sein, auch über den burgundischen Raum und das 11. und 12. Jahrhundert hinaus.

*Andreas Bihrer, Kiel*

Anne-Lydie Dubois, *Former la masculinité. Éducation, pastorale mendicante et exégèse au XIII<sup>e</sup> siècle*, Turnhout: Brepols, 2022, 460 pages.

This is a well-researched and -written study, and a welcome contribution to the study of men, women, and gender. It is based on a wide range of sources from a variety of genres, and it explores ideas about and values that governed masculinity in thirteenth-century Europe. It is a particularly welcome addition to the scholarship in the French language, based on a doctoral dissertation completed at the University of Geneva. Its methodology draws on the approaches of the *Annales* historiography, such as the works by Jacques Le Goff, Jean-Claude Schmitt, Jerome Baschet, Jacques Berlioz, and Nicole Berriou. It combs rich deposits of homiletic, didactic, and pastoral religious sources in search of the values that underpinned social relations. *Former la masculinité* is also inspired by the social history of gender and family life uniquely developed by Didier Lett. In Lett's preface to the book, he identifies the historiographical shift that took place during the later twentieth century in which the study of men and masculinity arose from the new history of women and gender. This new study of men and masculinity is a quite different enterprise from the centuries-old treatment of history as simply the stories and experiences of men, to the exclusion of women. It is informed by the ongoing co-production of male and female roles by those who wrote, taught, and preached – those who created knowledge – and it is those men who are the subject matter of this book.

Anne-Lydie Dubois opens with a short introduction to the sources: the lesser known educational tracts (Stephen of Bourbon, Gilbert of Tournai) often composed by preachers better known for their sermons, sermons of the type *ad status* (Jacques de Vitry, Humbert of Romans) often directed to husbands and wives, encyclopaedic works based on medical as well as religious sources (Vincent de Beauvais, Bartolomew the English), manuals for confessors (Thomas of Chobham, Thomas of Flamborough) that provide normative categories for behaviour and identify those behaviours most taxing to Christians, and glosses of the bible (Hugh of St Cher) with their allegorical treatments of biblical figures and their very human, gendered behaviours.

The book then unfolds in three parts. Part I examines the norms and ideals of masculinity. In this section Adam is foregrounded: Adam, who was tempted and expelled from the Garden, whereafter he was obliged to develop a version of masculinity that struggled with life after sin. While life was more «harmonious» before that sin, pastoral and pedagogic sources describe Adam as being tested, as he applied God-given reason to the feat of conquering his body. Here Dubois identifies an «imaginaire physiologique» from which Adam arose as a father and husband. Furthermore, Adam's reason also meant he could name and so dominate animals in nature. This power to rule also applied to the household.

How was a human child to be turned into an Adam-like man? Part II, «Becoming a man», is treated as a journey through *infantia* and *adolescentia* towards the maturation of *virilitas*. The study of the life cycle is familiar from the work of Lett, Karras, Shahar, and Hannawalt, but Dubois adds some interesting insights into the consideration writers brought to the nature of the young person's body: its tenderness and its purity, but also its growing attraction to sensual pleasures like baths and delicate clothes. The male body had to be toughened and contained, as adolescence meant a surfeit of heat, and so of sexual energy. As Philip of Novara put it, adolescents were «at the centre of a natural fire». While girls' purity was to be guarded, boys were engaged in an ongoing «virtuous battle».

Part III, «Being a man of body and heart», concerns the attempt to guide the man who emerged from this battle as he confronted the challenges of family life, with sections on being a father and a husband. The power and self-control developed under the guidance of parish priests, confessors, and friars were to be applied by adult men to their weighty social roles. The texts reiterate the superiority of the male parent, whose seed – as Bartolomew the English put it – defeated that of the mother. Fathers offered models for behaviour, and these could be both positive and negative. The father/husband ruled the family and exacted filial obedience, as was often taught through the biblical story of Abraham and Isaac, and is elaborated by the encyclopaedist Vincent of Beauvais over four chapters. Gilbert of Tournai saw fatherhood as a reciprocal relationship, for fathers owed love to their sons. Dubois also analyses the role of the father in comparison to that of the mother, whose authority was more attenuated, yet who also deserved love and respect.

Masculinity was greatly tested within marriage, a lifetime of ordeals for men. While marriage was a safe space for sexual encounters, these too were circumscribed by a variety of restrictions on the time and nature of marital intercourse. This part of the book includes discussions of women and their qualities. The ideal wife, according to Jacques de Vitry, should be a moral guide to her husband, and Thomas of Chobham saw in the Christian wife an assistant to the priest in the moral guidance of her husband.<sup>4</sup> Dubois argues that a discourse about emotions and love formed part of this clerical/mendicant education, one that dealt with friendship between spouses, widowhood, spousal suicide, and bereavement.

While reading this interesting book I was reminded of the abundant urban sources – statutes, professional handbooks, and devotional treatises, often in the vernacular – which document the lives of men within the privileged spaces of urban government. These reveal how the men raised by the ideals expounded in this book acted in the world beyond the family: when serving their cities, training apprentices, competing with professional rivals, travelling, contending with danger, and acting in violence. All these activities affected families, friends, and neighbours. The work of Dubois belongs to that sphere too, the sphere of urban male sociability with its implications for so many in the past.

*Miri Rubin, School of History, Queen Mary University of London*

**Mathijs Roelofsen, *Chevaucher en bonne compagnie. L'organisation militaire de Fribourg au Moyen Âge (1350–1550)*, Bâle: Schwabe, 2025, 217 pages.**

Si la guerre au Moyen Âge est désormais un sujet d'étude doté d'une quantité conséquente de publications, les travaux sur l'organisation militaire des communautés urbaines restent en retrait par rapport à ceux consacrés aux pouvoirs royaux ou princiers. L'espace suisse n'échappant pas à ce constat, l'ouvrage de Mathijs Roelofsen – issu de ses recherches de doctorat à l'Université de Berne – est donc une contribution précieuse à ce champ de recherches.

L'analyse de l'auteur repose sur l'exploitation de sources inédites provenant du fonds «Affaires militaires» des Archives de l'État de Fribourg, notamment un grand nombre de listes de combattants et d'inventaires d'équipements et de provisions. Le caractère sériel de ces sources permet ainsi à M. Roelofsen de présenter une évolution précise du potentiel militaire de Fribourg, en particulier durant le XV<sup>e</sup> siècle, période la plus traitée par l'étude. Ce corpus est complété par des dépouillements plus ciblés dans

<sup>4</sup> All this accords with the pioneering work by Sharon Farmer, *Persuasive Voices. Clerical Images of Medieval Wives*, in: *Speculum* 61 (1986), p. 517–543.

d'autres fonds des Archives de Fribourg ainsi que dans les Archives de la Ville de Neuchâtel et les archives communales de Payerne et Moudon. Ce matériel est mis en valeur à travers l'édition d'une sélection de documents, notamment les ordonnances sur les «compagnies de chevauchée», de même que de l'apport d'une vingtaine de tableaux et graphiques synthétiques.

Après une courte introduction présentant les axes de recherche et les aspects historiographiques, le premier chapitre donne une description approfondie des sources, tant du point de vue des aspects purement codicologiques que de celui du contexte et du processus de production documentaire. Ce deuxième aspect expose le rôle central du banneret, responsable à la fois de la levée des troupes, de la conception de documents, mais aussi parfois commandant sur le terrain.

Le second chapitre – le plus long – forme le cœur de l'ouvrage en étudiant les différentes facettes de la politique militaire de la ville. À cheval géographiquement entre les zones d'influence des Habsbourg et des Savoie, Fribourg a pu profiter de la géopolitique locale mouvante pour affirmer son autonomie. L'auteur démontre que cette dernière se développe parallèlement à l'organisation de l'appareil militaire, la seconde moitié du XIV<sup>e</sup> siècle représentant une phase où les autorités fribourgeoises encadrent l'activité guerrière plus étroitement tout en augmentant les effectifs de leurs troupes.

À travers l'analyse des listes de combattants, M. Roelofsen dépasse la simple évolution numérique des effectifs pour établir un véritable profil social des combattants. Initialement organisées par quartier, les compagnies d'armes de Fribourg deviennent plus nombreuses à la suite d'une réforme en 1461. Fondant un système original – les «compagnies de chevauchée» –, les corporations ainsi que les populations rurales doivent désormais fournir troupes, équipements et provisions.

L'étude prosopographique croisée des listes de combattants, des inventaires et des livres de taxation des feux fribourgeois révèle des résultats saillants. Si, dans les années 1460, la participation des quartiers, des corporations et des paroisses des campagnes conserve une relative équité, la fin du XV<sup>e</sup> siècle voit une plus grande proportion de combattants originaires des communautés rurales dépendant de Fribourg. Cela ne signifie pas pour autant un désengagement des milieux urbains dans les affaires militaires. Au contraire, les élites urbaines préservent leur importance, notamment en fournissant les combattants les mieux équipés ainsi que la majorité des victuailles. Cependant, l'auteur met en avant la spécificité de Fribourg par rapport à d'autres villes médiévales en exposant le rôle moindre des corporations dans le commandement des troupes, office qui subsiste au sein du réseau plus restreint des membres des différents conseils de la ville. On regrettera seulement que les cas de comparaison restent limités, même si, il est vrai, l'absence d'autres études similaires rend l'exercice difficile.

À l'histoire sociale vient également s'associer l'histoire matérielle, puisque les inventaires donnent une image très nette de l'équipement militaire possédé par les des cellules familiales. En effet, si la documentation utilise en abondance un formulaire précis pour décrire les personnes dotées d'une «armure complète» ou d'une «demi-armure», l'équipement dont dispose effectivement chaque combattant reste souvent flou. L'analyse qu'offre ici M. Roelofsen est donc une véritable perle rare dans les études sur la guerre médiévale et démontre que ces dénominations devraient être relativisées, le formulaire administratif ne correspondant pas toujours aux réalités matérielles. Le dernier sous-chapitre consacré aux armes à poudre présente des résultats tout aussi importants, mettant en lumière la place de plus en plus conséquente des armes à feu; preuve en est

leur présence au sein de la quasi-totalité des couches sociales de la ville. Les inventaires permettent de situer l'emplacement des bouches à feu dans les fortifications de la ville, l'auteur donnant ainsi un brillant exposé mélangeant histoire des techniques et architecture militaire.

Le troisième et ultime chapitre met en relief le cas de Fribourg en le plaçant en parallèle de l'organisation militaire en vigueur dans les espaces voisins – le Pays de Vaud, Lausanne, Genève et Neuchâtel –, des cadres politico-militaires particulièrement variés selon le contexte institutionnel de chaque centre urbain et des relations de pouvoirs entre la ville et le prince. Cet exercice de synthèse est en soi un tour de force et vient combler le manque de comparaisons relevé plus haut.

En associant habilement histoire militaire, urbaine et des techniques, l'ouvrage de M. Roelofsen érige l'organisation et l'activité guerrière comme reflet de l'autonomie politique grandissante de Fribourg. Assurément, il servira de jalon qui encouragera d'autres chercheurs à réaliser des études de cas similaires pour continuer de combler ce manque historiographique.

*Florian Chamorel, Ollon*

Carla Roth, **The Talk of the Town. Information and Community in Sixteenth-Century Switzerland**, Oxford: Oxford University Press, 2022 (The Past & Present Book Series), 191 pages, 14 images.

In this insightful and eminently readable book, Carla Roth analyzes the history of everyday communication, the circulation of information, and interpersonal interactions. On the basis of the sixteenth-century diaries of Johannes Rütiner, she investigates the relationship between different types of information sources – speech, manuscript, and print –, and how they intersected with a variety of social dynamics, both in person and across large distances. Her analysis reveals the continuing importance of orality and face-to-face communication during this period, countering older understandings in communication history about the timeline and reach of the print revolution.

The author of the diaries was Johannes Rütiner, a trader and politician who lived in St Gall, a town in modern-day Switzerland. The diary entries, which he referred to as *Commentationes*, span a period of ten years (1529–1539). Roth argues that while the *Commentationes* are certainly no transcript of direct speech, they nonetheless provide insight into «an oral world that usually lies beyond the historian's gaze» and into «the contents, social settings, mechanisms, and conventions of everyday exchanges» (p. 9, 11). Rütiner himself is also at the heart of Roth's study: his relationships and webs of communication not only gave him access to the information he recorded, but are also a subject of analysis in their own right. It is precisely this interconnection between information and social relationships that Roth is most interested in, and it is here that her arguments shine the most.

Roth's text is split into six chapters, alongside a short introduction and conclusion. The first chapter, titled «Taking note of a ‹wondrous time,›» provides context on the *Commentationes*, Rütiner, St Gall, and the significant developments of the period, situating the *Commentationes* within broader historical developments such as the Reformation and the associated increase in diary-writing. Roth compares Rütiner's diary to other ego-documents produced in St Gall during this period, arguing that it is unique in its focus on «information pertinent to Rütiner's present», rather than on self-reflection or self-representation (p. 34). In the second chapter, «Informants and networks», Roth discusses

Rütiner's diverse sources of information, which spanned the breadth of St Gall society, and the various ways these individuals imparted information to Rütiner. This analysis reveals the connection between access to information and reputation in early modern St Gall, which Roth describes as *communicative capital*.

In the third chapter, «Obscene humour and sociability», Roth further analyzes the connection between oral communication, sociability, and reputation, now through the medium of jokes rather than news. She counters older narratives about early modern humor, arguing that jokes were not always weaponized attacks against marginalized groups and that «men and women could laugh with as well as at each other» (p. 66). In the fourth chapter, «Gossip and the value of social knowledge», Roth focuses on the gendered aspects of information exchange and verification. She contrasts the disapprobation of talk described as gossip and coded as female with the ubiquity and importance of gossip for and by men, contrasted with a discussion of Rütiner's trust in the information – or gossip – related to him by a perhaps unlikely source, a St Gall midwife. «Rumour, news, and trust», the fifth chapter, is centered on St Gall residents' attempts to verify the information they received, an essential practice in the uncertain news landscape of early modern Europe. Roth argues that «trust was invested in specific sources of information, not a specific medium of transmission» and analyzes the status and believability accorded to these sources (p. 104). The sixth and final chapter, «Tales of the Past», discusses the way in which information about past events was related to the next generation, highlighting the importance of orality and narrativity in this process. Roth argues that it is precisely the changes made to common stories in their retelling that «grant us insights into both this communicative process and a community's mentality» (p. 152).

Thus, Roth uses Rütiner's *Commentationes* to discuss a wide variety of topics within this short work. Her analysis pushes us to reevaluate several established historiographical understandings about early modern communication, media, and community. The text combines a precise and complex discussion of theoretical and historiographical concepts with clear, accessible language. Therefore, this work is recommended to both experts and students in the field, and even interested laypeople will find much to appreciate within its pages.

Adrina Schulz, Zurich

Judith Engeler, *Das Erste Helvetische Bekenntnis von 1536. Die Schweizer Protestanten zwischen Bekenntnis und Bündnis*, Zürich: TVZ (coll. Zürcher Beiträge zur Reformationgeschichte, vol. 31), 2023, 386 pages.

Issu d'une thèse de doctorat, l'ouvrage de Judith Engeler réhabilite la *Première Confession helvétique* de 1536, longtemps négligée par l'historiographie. Pourtant, la rédaction d'une profession de foi commune constitue un acte hautement significatif, d'autant plus que ce texte collectif emporte l'adhésion de cantons dont les théologiens, bien que tous engagés dans la Réforme, divergent quant à l'interprétation de la Bible et, partant, des fondements des pratiques liturgiques. Or, à l'instar des rédacteurs du texte – soit les principaux pasteurs de l'espace suisse à cette époque que sont Bullinger, Myconius, Grynäus, Jud, Megander et les Strasbourgeois Bucer et Capiton –, Engeler insiste sur le caractère polyphonique et contextuel d'une profession de foi (p. 175): si celle-ci engage ses signataires, elle ne détient pas l'autorité des Écritures ni ne prétend constituer une norme intemporelle. Il s'agit plutôt d'un instantané de la doctrine alors prêchée, et un tel

document est, du point de vue historique, révélateur des tensions entre enjeux théologiques et impératifs politiques.

La problématique centrale de la recherche de l'auteur est ainsi de savoir ce qui pèse le plus entre profession de foi et alliance séculière, car la *Confession* est autant le fruit d'un compromis théologique que d'une volonté de stabiliser la situation des villes suisses réformées à la suite de leur défaite lors de la guerre de 1531. Cette dernière les a non seulement affaiblies mais surtout divisées, l'intransigeance de Berne se heurtant à la posture plus conciliatrice d'un canton de Zurich ne pouvant plus se permettre la même agressivité que du vivant de Zwingli. Finalement, l'auteur montre que la ratification de ce texte résulte moins des efforts des théologiens suisses pour s'accorder que des pressions exercées par les magistrats – notamment bâlois – pour que ces villes offrent un front uni vers deux directions. Celle des catholiques d'abord, puisque les rumeurs font état d'un concile prévu à Mantoue, mais surtout celle de Luther, qui multiplie les polémiques, zwingliens et luthériens étant toujours incapables de s'entendre sur la nature de la présence de Jésus-Christ dans le rituel de la Cène. Le rôle déterminant des autorités civiles se manifeste dans le processus de rédaction, entre janvier et mars 1536. Si des théologiens composent les articles, ce sont les exigences politiques qui rendent possible la conclusion d'un texte visant aussi à un compromis théologique avec Wittenberg. Arrivés deux jours après les délégations suisses, les Strasbourgeois Bucer et Capiton espèrent en effet rapprocher zwingliens et luthériens en proposant des formulations souples.

Avant d'aborder le texte lui-même, Engeler choisit de traiter d'abord le contexte, ce qui déconcerte au premier abord, l'analyse de la *Confession* à proprement parler ne démarrant qu'à la page 215. Ce choix méthodologique se justifie cependant par l'objet même de sa recherche et en raison de sa problématique: puisqu'une confession de foi est le résultat des circonstances et que ses rédacteurs soulignent qu'elle est toujours susceptible d'évoluer à leur gré, cette nature contingente exige une rigoureuse mise en perspective. L'ouvrage puise donc autant à l'histoire politique qu'à l'analyse des réseaux et à l'interprétation théologique pour situer le texte. Si cette structure hybride peut s'avérer déroutante et qu'elle pâtit parfois du compartimentage entre les divers chapitres, elle est compensée par des synthèses intermédiaires utiles, qui permettent en définitive de tisser des liens entre les chapitres d'histoire politique et ceux plus spécifiquement théologiques.

Le premier et troisième chapitre se focalisent ainsi sur la diplomatie des principales villes réformées de Suisse. Isolée après la défaite de 1531, Zurich doit modérer sa posture alors que Berne est critique envers sa voisine. Bâle fait office de médiatrice avec le soutien des Strasbourgeois, en particulier Bucer, qui espère que la rédaction d'une *Confession* par les Églises suisses pourra servir de base à un accord plus large avec Luther. La condition en est toutefois de trouver des formulations ambivalentes, ce que le théologien croit possible, estimant que la querelle sur la Cène relève davantage de la forme que du fond.

Le deuxième chapitre retrace quant à lui l'échec patent des tentatives de rapprochement doctrinal opérées depuis 1523. Strasbourg est le relais pour maintenir des relations entre Luther et les Suisses, ces derniers reprochant à Bucer sa trop grande proximité avec Wittenberg et ses ingérences dans leurs affaires. Néanmoins, cette immixtion est subtile, car elle procède plutôt des échanges intenses entre les pasteurs de cette aire géographique, qui débattent des points structurant les diverses confessions. Le quatrième chapitre se consacre ainsi aux réseaux épistolaires, dont les lettres donnent leur cadre aux 27 articles

de la *Confession*, eux-mêmes inspirés des tentatives préalables de profession de la foi que détaille le cinquième chapitre.

Comme le souligne le sixième chapitre, l'année 1536 offre l'opportunité d'un rapprochement. Les discussions tenues à Bâle aboutissent donc à un texte qui relève de la double négociation: il mêle points centraux de la théologie zwinglienne, en particulier le primat de l'Écriture, et concessions luthériennes. Or, si ces articles reflètent davantage une stratégie d'apaisement qu'une affirmation dogmatique, cette tentative de conciliation tourne rapidement à l'échec.

La cause en est que les objectifs des participants ne sont pas alignés: lorsque Bucer lui présente le manuscrit, Luther voit dans la *Confession helvétique* la première étape vers une adhésion des Suisses à la *Concorde de Wittenberg*, ce que Bullinger n'a jamais envisagé. Pour sa part, alors même qu'elle était à l'origine de l'adoucissement des articles les plus disputés, Strasbourg décline l'invitation à ratifier le texte, privilégiant la *Confession tétrapolitaine* qu'elle a adoptée en 1530. Pire, quand Constance et Strasbourg les engagent à examiner une possible approbation de la *Tétrapolitaine*, les magistrats suisses acceptent de ne pas imprimer la *Confession helvétique* qu'ils viennent de valider, ce pour éviter toute impression de division! Conçu pour afficher un front uni, le texte devient ainsi, dès son adoption, un facteur potentiel de dissension, ce qui en réduit considérablement la portée. Trop floue pour trancher les différends théologiques, la *Confession* est donc un document dont l'impact doctrinal fut quasiment nul, comme le souligne le septième chapitre. Elle n'en resta pas moins utile, à court terme, sur le plan de l'unité politique des villes réformées suisses et comme base aux discussions de leurs théologiens qui, en 1566, adoptent la *Seconde Confession*.

Avec son ouvrage, Judith Engeler ne propose pas seulement une étude théologique textuelle, mais une véritable plongée dans l'univers politico-religieux du premier XVI<sup>e</sup> siècle suisse. En l'utilisant comme porte d'entrée vers la restitution d'un contexte, elle montre comment un texte peut cristalliser des enjeux sans nécessairement les résoudre. Les formulations trop prudentes du texte n'ont en effet pas permis de combler le fossé qui se creuse définitivement en 1545 entre Wittenberg et la Suisse. Cette analyse met ainsi en lumière la manière dont ce texte est le produit de circonstances particulièrement volatiles, légitimant la pertinence d'une étude des idées en contexte. On pardonnera dès lors quelques passages un peu rapides sur le processus d'implantation de la Réforme en Suisse entre 1529 et 1531 ou quelques approximations quant à la politique occidentale de Berne et ses tensions avec Zurich, et l'on regrette en outre certaines erreurs de dates qui pourraient désorienter un public non averti, notamment concernant un traité de Westphalie daté de 1548 au lieu de 1648 (p. 322). Passées ces quelques contrariétés, on saluera le sérieux de l'étude, nourrie par une vaste documentation (faisant néanmoins peu de cas de l'historiographie francophone), et qui mêle efficacement analyse des réseaux, théologie et histoire politique. Judith Engeler offre ainsi une contribution précieuse à l'histoire des idées politiques et religieuses, atteignant son objectif en montrant combien les textes sont indissociables de leur contexte.

Marc Aberle, Genève

Philippe Rogger, André Holenstein (Hg.), *Officers, Entrepreneurs, Career Migrants, and Diplomats. Military Entrepreneurs in the Early Modern World*, Leiden: Brill, 2024 (History of Warfare, Bd. 145), 530 Seiten, 16 Tabellen und Grafiken.

Der vorliegende Band versammelt 16 Beiträge zu einer Tagung, die im Sommer 2020 stattfinden sollte, aber aufgrund der COVID-19-Pandemie, wie so viele andere Veranstaltungen, nicht durchgeführt werden konnte. Glücklicherweise entschieden sich die Veranstalter den Band trotzdem herauszubringen, ergänzt mit einem zusätzlich eingeworbenen Beitrag von Michael Depreter und dem anregenden, zusammenfassenden und zugleich weitere Forschungsperspektiven aufzeigenden Kommentar von Regula Schmid. Zunächst vergewissern sich die Herausgeber in ihrer problemorientierten Einleitung, der in der neueren Militärgeschichtsforschung überwundenen Grenzen zwischen Militär und Zivilgesellschaft sowie zwischen «staatlich» und «privat». Vielmehr können sie anhand ihrer umfassenden Literaturkenntnis und eigener Forschungen aufzeigen, dass mit dem frühneuzeitlichen Militär nicht nur das sprichwörtliche «Schwungrad an der Staatsmaschine» (Otto Hintze) in Gang gesetzt wurde, sondern mit den damit einhergehenden finanziellen Bedürfnissen – Geld war gewissermassen der Schmierstoff der Staatsmaschine – die Gesellschaft im weitesten Sinne strukturellen Wandlungsprozessen unterworfen wurde, und zwar nicht nur im Sinne einer Militarisierung, sondern dass damit auch die Herausbildung neuer, familiär wie strukturell verbundener Funktionsebenen einherging.

Der Band ist in zwei Teile mit jeweils zwei Sektionen gegliedert. Im ersten Teil «Chances and Challenges: Actors and Forms of the Enterprise» widmen sich zunächst fünf Beiträge den militärischen und nichtmilitärischen Unternehmern. Astrid Ackermann zeigt am Beispiel des Kriegsunternehmers Bernhard von Sachsen-Weimar und der Eidgenossenschaft die Zusammenhänge der Heereslogistik, Politik und Krieg auf, von denen Bernhard selbst, aber auch der aus Basel stammende Hans Ludwig von Erlach profitierten. Letzterem widmet sich im folgenden Beitrag Philippe Rogger vertiefend anhand von dessen geschäftlichen Netzwerken, mit deren Hilfe er als Kommandant die Versorgung der Festung Breisach in den letzten rund 15 Jahren des Dreissigjährigen Krieges mit Lebensmitteln, Waffen und Munition sicherte. Am Beispiel von acht biografischen Skizzen zeigt Marian Füssel die enormen Gewinn- und Aufstiegschancen für Unternehmer während des Siebenjährigen Krieges auf, die international agierten und das als Heereslieferanten generierte Kapital im Bankgeschäft, in Grundbesitz ebenso wie im Sklavenhandel weiter vermehrten. Finanzieller Ruin war zwar nicht ausgeschlossen, doch die Erhebung in den Adelsstand war eher die Regel. Benjamin Ryser zeigt, wie die Fremden Dienste gleichsam zu einem Familienunternehmen werden konnten, insofern die Kommandanten jeweils jüngere Verwandte als subalterne Offiziere einstellten. So dienten während des 17. und 18. Jahrhunderts 25 Angehörige der Familie von Erlach in der Schweizer Garde in Paris, was freilich, wie in Familien ja nicht unüblich, auch durchaus zu Kontroversen führen konnte. Den eher informellen, aber deshalb nicht minder wichtigen Einfluss von Frauen auf die Offizierskarrieren ihrer männlichen Verwandtschaft untersucht Jasmina Cornut.

Die drei Beiträge der folgenden Sektion beschäftigen sich mit der «Relativity of «State» and «Private»». David Parrott skizziert die Aporien des Systems des eher dezentralen Kriegsunternehmertums während des Aufstands der Fronde in Frankreich, als sich die gegnerischen Bürgerkriegsparteien militärisch gewissermassen auf Augenhöhe begegneten. Als Konsequenz daraus wurden in den 1660er-Jahren einige Reformen umgesetzt, die das Militärwesen stärker zentralisierten und den Kauf von Offiziersposten regulierten.

Von Guy Rowlands werden mit Maximilien Titons unternehmerischem Erfolg und kometenhaftem Aufstieg unter Ludwig XIV. auch die Risiken verdeutlicht, die sich aus einer quasi-monopolistischen Waffenindustrie ergeben konnten. Das noch weitverbreitete Narrativ der Entwicklung von den Lehnsaufgeboten über die Söldnertruppen zum stehenden Heer wird mit Beispielen der Militärpolitik einiger Reichsfürsten und dem Fortleben klientelistischer Patronagesysteme nach 1650 von Alexander Querengässer überzeugend in Frage gestellt.

Der zweite Teil widmet sich den transnationalen Betätigungsfeldern. Die ersten sechs Beiträge befassen sich mit den Netzwerken, Drehscheiben und Märkten. In einem souveränen Parforceritt arbeiten zunächst die beiden Herausgeber das Söldner- und Militärunternehmertum als zentrales Geschäftsmodell der eidgenössischen Kantone und deren Familienverbände heraus. Das *Corpus Helveticum* wurde damit ein neutraler Akteur in den europäischen Kriegen und seine Neutralität war nicht mehr und nicht weniger ein zentraler Teil dieses Geschäftsmodells. Diese Aspekte führt John Condren an der Rolle Genfs in den Jahren um 1700 als Drehscheibe für Finanz- und Militärgeschäfte, aber auch für Spionage beispielhaft vor. Das Engagement von Genfer Familien im Söldnergeschäft mit Frankreich während des 18. Jahrhunderts untersucht Sébastien Dupuis. Er stellt dabei eine gewisse Diskrepanz zwischen einigen Militärunternehmern und der Regierungspolitik fest, wobei er hier weiteren Forschungsbedarf sieht. Peter H. Wilson profiliert anschliessend den militärischen «Fremden Dienst» als wesentliches Charakteristikum der europäischen Frühen Neuzeit. Dabei geht er aber keineswegs von einem «freien Markt» aus, sondern zeigt vielmehr wie die Militärunternehmer meist bestimmten Traditionen folgten, die sich aus strategischen, dynastischen, konfessionellen und anderen Überlegungen ergaben. Michael Paul Martocchio gelingt es, die Kapitäne der zivilen Schifffahrt Genuas während des Spanischen Erbfolgekriegs als zentrale Akteure im militärischen Geschehen zu konturieren, die sich allerdings wegen der schwierigen Quellenlage nicht in die üblichen Kategorien vom «Freibeuter» bis zum «Militärunternehmer» einsortieren lassen. Tim Neu untersucht anschliessend die Entwicklung und den Erfolg der Londoner Bank Harley & Drummond während des 18. Jahrhunderts. Mit deren Abwicklung der Kapitalflüsse zwischen dem Mutterland und den Kolonien, wurden die Finanzmärkte mit den militärischen Einrichtungen verknüpft.

Die drei Beiträge der letzten Sektion widmen sich dann der Diplomatie und Patronage. Michael Depreters Untersuchung zu den Schweizer Soldtruppen in den Diensten der Niederlande zwischen 1693 und 1829 verdeutlicht den Trend von mehr oder minder privatem Unternehmertum hin zu einer stärkeren Rolle der staatlich-politischen Akteure, sowohl von Seiten der Republik bzw. des Königsreichs der Niederlande als auch der Kantone. Die Rolle verwandtschaftlicher Klientelbeziehungen für die Karriere in den Schweizer Soldregimentern in den Diensten Ludwigs XIV. und der daraus ermöglichte Aufstieg in die französische Aristokratie wird von Katrin Keller am Beispiel von Peter Stuppa (1619–1701) eindrücklich nachvollzogen. Anhand der Solothurner Familie Bezenval zeigt Julien Grand die Risiken der Militärunternehmer im Dienst der französischen Krone zwischen Dreissigjährigem Krieg und Französischer Revolution auf. Die eigentlich aus der Kaufmannschaft stammende Familie verwehrte sich den gesellschaftlichen und ökonomischen Veränderungen nach 1789, beharrte auf ihrer neu erworbenen Nobilität und verschwand im Laufe des 19. Jahrhunderts. Es ist eine kuriose Fussnote der Geschichte, dass das 1767 von der Familie erworbene Hôtel Chanac de Pompador in Paris heute als Schweizer Botschaft dient.

Es ist den Herausgebern und Beitragenden zu danken, diesen Band trotz der Pandemie vollendet zu haben, der zwar einen deutlichen Schwerpunkt in der Schweizer Geschichte hat, aber zweifellos einen zentralen Platz in der neueren europäischen Militärgeschichtsschreibung einnehmen wird.

*Holger Th. Gräf, Marburg*

Claire Gantet, *La Guerre de Trente Ans. 1618–1648*, Paris: Tallandier / Ministère des Armées, 2024, 634 pages, 8 illustrations, 8 cartes.

Avec cet ouvrage, l'auteure, professeure d'histoire moderne à l'Université de Fribourg, relève brillamment un défi de taille: fournir aux lecteur-ice-s francophones une histoire exhaustive et un bilan historiographique de ce conflit de première importance pour l'Europe moderne. Son mérite est d'autant plus grand que la littérature francophone spécifique sur le sujet reste maigre, en raison notamment de la complexité de la guerre, mais aussi de la tradition nationale prévalente dans l'historiographie française. Or, le livre le montre à l'envi, l'inscription européenne constitue une constante du conflit.

Dans son introduction, l'auteure pointe que, contrairement aux conflits «classiques», celui-ci n'a pas de bornes chronologiques claires, que son territoire est difficile à délimiter et qu'il n'oppose pas des nations aux contours précis. Elle présente ensuite son approche en insistant sur la nécessité d'étudier la guerre au niveau des protagonistes et en mettant en évidence les enjeux politiques (la constitution d'un nouvel ordre dans le Saint-Empire) et confessionnels (l'opposition entre catholiques et protestants) qui forment les causes principales de l'affrontement.

La première partie (L'escalade des tensions, 1618–1629) couvre la première décennie de la guerre. On relèvera l'importance donnée aux représentations et aux perceptions, en particulier dans l'analyse de la défenestration de Prague (1618), dont la perception comme événement par les camps antagonistes en fait le déclencheur du conflit. Ces premières années voient également se dessiner les tendances «lourdes» du conflit, telles que son internationalisation inexorable que les protagonistes essaient pourtant de freiner, ou encore le rôle central des entrepreneurs de guerre. Quant à la portée internationale de la guerre, l'auteure souligne spécifiquement l'intervention précoce de la France, contrairement à la vision traditionnelle d'une implication française limitée aux seules années 1630 et 1640.

La deuxième partie (Le basculement des années 1629–1631) insiste sur le passage d'une période de triomphe du camp habsbourgeois, dont la tentative de restauration catholique dans l'Empire se solde toutefois par un échec, à une montée en force des puissances protestantes: après son entrée en guerre, le roi de Suède devient au début des années 1630 le nouveau héraut de la cause protestante, mais aussi l'allié de la France, pourtant catholique – une des innombrables complexités du conflit, bien expliquées par l'ouvrage ... Ici encore, l'histoire culturelle occupe une place importante, par exemple quand il est question du sac de la ville de Magdebourg en 1631 et de ses interprétations contradictoires entre les diverses confessions.

La troisième partie (L'acmé de la violence et la quête de paix, 1631–1648) met tout d'abord en évidence les modifications des rapports de force au gré des défaites et des entrées en scène de nouveaux protagonistes. Si à partir de 1635, les premières tentatives de paix voient le jour, il faudra cependant attendre les années 1640 et le blocage militaire pour que des négociations de paix sérieuses s'enclenchent. Dans cette partie principalement événementielle, deux chapitres thématiques sortent du lot. L'auteure donne en

premier lieu une réponse qui ne peut être que nuancée à la question du caractère religieux ou non du conflit: si la religion jouait un rôle central dans la société des XVI<sup>e</sup> et XVII<sup>e</sup> siècles, le politique bénéficiait d'une certaine autonomie, et les maximalistes des deux camps sont sortis affaiblis de la guerre. Deuxièmement, quant à la «guerre vécue», l'auteure, s'appuyant sur l'édition de journaux personnels, montre combien cette situation a «désarticulé» le lien social, mais aussi comment des stratégies de survie ont été élaborées.

La dernière partie (L'épineux chemin vers la paix, 1643–1650) se penche tout d'abord sur le long congrès de Westphalie (il dura cinq ans!), avant d'analyser le contenu et l'impact des traités de paix, qui résolvent les problèmes internes au Saint-Empire à l'origine de l'affrontement. Elle étudie ensuite la perception de la paix – qui oscille entre soulagement et scepticisme – et les mémoires de la guerre, chapitre un peu disparate qui revient en particulier sur le bilan humain du conflit. Une brève conclusion rappelle les caractéristiques principales du conflit et les différences avec les guerres contemporaines, l'auteure nuancant à cet égard les comparaisons fréquemment faites récemment.

L'ouvrage mène un dialogue dense avec une historiographie parfaitement maîtrisée et effectue un va-et-vient constant entre récit, analyse et interprétation. On a déjà souligné certaines des analyses les plus importantes: l'internationalisation précoce du conflit; le caractère central du Saint-Empire dans la genèse et le déroulement de la guerre, à la fois sur le plan confessionnel et politique; la dimension de la perception religieuse et culturelle des événements et l'impact des interprétations contradictoires des adversaires.

On relèvera cependant quelques points critiques. Certains reproches faits à l'historiographie «traditionnelle» peinent à convaincre: le fait que le roi du Danemark soit intervenu à titre personnel dans le conflit, et non au nom de son pays, disqualifie-t-il pour autant l'étiquette de «période danoise» pour les années de son intervention? Du point de vue narratif, certains récits – sur des batailles ou des évolutions de la guerre – auraient gagné à être raccourcis, et il aurait peut-être convenu de rassembler en un seul chapitre les développements, par ailleurs très intéressants, sur des personnages comme Wallenstein. Enfin, les ouvertures vers l'histoire contemporaine (le conflit de Syrie) auraient pu être plus poussées afin de renforcer encore le lien entre passé et présent et de démontrer, tout en la nuancant, l'actualité du conflit. Ces critiques n'enlèvent toutefois rien aux nombreux mérites de l'ouvrage, qui fera assurément date dans l'historiographie de la Guerre de Trente Ans.

Bertrand Forclaz, Fribourg

Eric Häusler, *Ökonomisches Scheitern. Solidarische Praktiken in Bern 1750–1900*, Bielefeld: Transcript, 2023, 278 Seiten.

Die an der Universität Bern als Dissertation entstandene Studie von Eric Häusler befasst sich mit dem Konkursverfahren in Bern, das den Namen «Geldstag» trug. Dieses Verfahren wurde bei drohendem ökonomischem Scheitern eines Haushalts seit dem 15. Jahrhundert und bis 1889, als es durch das schweizerische *Bundesgesetz über Schuldenbetreuung und Konkurs* abgelöst wurde, durchgeführt. Dem Berner Publikum dürfte es u. a. durch den Roman von Jeremias Gotthelf, *Der Geldstag oder Die Wirtschaft nach der neuen Mode* ein Begriff sein. Nicht zu verwechseln ist der «Geldstag» mit dem Verfahren der Schuldeneintreibung eines einzelnen Gläubigers, das in Bern als «Gant» bezeichnet wurde.

Bei der Durchführung eines Geldstags entstand jeweils ein sogenannter *Geldstagsrödel*. Diese Akten werden im Berner Staatsarchiv aufbewahrt und wurden teilweise bereits mit unterschiedlichen Fragestellungen historisch ausgewertet, weil sie detaillierten Einblick in die Besitzverhältnisse Berner Haushalte vergangener Jahrhunderte bieten. Häusler hat die umfangreichen Quellen von 1750 bis 1900 untersucht und interessiert sich für das Verfahren als solches, für die Akteurinnen und Akteure und für die sozialen Implikationen und Folgen eines durchgeführten Geldstags. Methodisch wählt er zunächst qualitative Untersuchungen einzelner Fälle, indem er das Konzept der dichten Beschreibung anwendet, um die Praxis so genau wie möglich zu erfassen. Wichtig für ein umfassendes Verständnis sind aber auch die quantitativen Auswertungen von grösseren Samples aus dem Ancien Régime und der Helvetik (263 Geldstagsrödel) und aus dem 19. Jahrhundert (304 Geldstagsrödel). Sie erlauben u. a. Einblicke in die Sozialstruktur, in die Vermögensverhältnisse, in die wirtschaftlichen Folgen für die Betroffenen und für deren Gläubigerinnen und Gläubiger sowie den Blick auf gewisse Veränderungen, die über den langen Beobachtungszeitraum auszumachen sind. Ausserdem bezieht der Autor den bereits erwähnten Roman Gotthelfs und das 1891 entstandene Gemälde Albert Ankers, *Der Geldstag*, als zeitgenössische Auseinandersetzungen mit dem Thema ein. Die quellenmässig breit abgestützte Untersuchung konfrontiert die Ergebnisse zudem mit theoretischen Studien zu Konkurs, Schulden und moderner Kapitalismusgeschichte und untersucht den Geldstag u. a. als idealtypisches Verfahren nach Luhmann.<sup>5</sup>

Die Untersuchungsperiode war eine turbulente Zeit, auch in Bern. Das Ancien Régime wurde durch Helvetik und Mediation abgelöst, es folgten Restauration und Regeneration, die Gründung des Bundestaates, um nur einige Eckpunkte zu erwähnen. Umso erstaunlicher ist die in vielen Bereichen festgestellte Kontinuität bei der Durchführung des Konkursverfahrens. Der Geldstag als Institution zeichnete sich durch eine hohe Akzeptanz aus, sowohl bei den betroffenen Haushalten als auch bei den Gläubigern. Die von Häusler mehrmals nachgewiesene Ergebnisoffenheit des Verfahrens hat sicher dazu beigetragen, dass sich der Geldstag bei drohendem ökonomischem Scheitern als Lösung anbot. Ein Wandel zeigt sich darin, dass der Geldstag im Ancien Régime häufig von den ökonomisch in Schwierigkeiten geratenen Haushalten selbst und zur Regelung des Nachlasses eines Verstorbenen oder «Ausgetretenen» (d. h. weggezogenen) beantragt wurde, im 19. Jahrhundert jedoch mehrheitlich von den Gläubigern (61 % im 19. Jahrhundert gegenüber 3 % im Ancien Régime).

Das Sozialprofil zeigt eine hohe Anfälligkeit der Handwerkerhaushalte für ökonomische Probleme (Ancien Régime 40 %, 19. Jahrhundert 37 % der Geldstage), daneben traf es aber alle Berufsgattungen. Frauen waren sowohl direkt als auch indirekt häufig betroffen, oft konnten sie den Anspruch auf ihr Eigenvermögen im Rahmen des Verfahrens geltend machen. Betroffen waren Patrizier und regimentsfähige Personen, Vermögende und Arme, ungebildete und gebildete Bürger, Handwerker, im Handel und in der Landwirtschaft Tätige, um nur einige Gruppen zu nennen. Es kann in dem Sinn kein Sozialprofil der «typischen» vergeldstagen Person ausgemacht werden. Ein wichtiger Befund ist in diesem Zusammenhang, dass ein Geldstag sich nicht unbedingt negativ auf die soziale Akzeptanz der betroffenen Person auswirkte. Nach der Regelung der finanziellen Probleme gelang in vielen Fällen ein gesellschaftlicher Neustart. Dabei ist zu beachten, dass ein sehr grosser Teil der bernischen Bevölkerung an Geldstagen beteiligt war, sei es

5 Niklas Luhmann, *Legitimation durch Verfahren*. Frankfurt a. M. 2013 [1978].

als Schuldnerin oder Schuldner, als Gläubigerin oder Gläubiger, als mit der Durchführung des Verfahrens Beauftragte, oder durch die Teilnahme an einer Versteigerung. Der Geldstag kann deshalb durchaus als akzeptierter Teil des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens im alten Bern und im Bern des 19. Jahrhunderts angesehen werden.

Der Geldstag erforderte eine Übersicht über das Vermögen und die Schulden. Die Versteigerung diente der Wertbestimmung und Konkretisierung des im Haushalt gebundenen Vermögens. Im Ancien Régime kam es häufiger zu Versteigerungen als im 19. Jahrhundert, weil im 19. Jahrhundert eine grössere Zahl der Betroffenen gar kein Vermögen besass. Der Verschuldungsgrad der Vergeldstagen stieg im 19. Jahrhundert deutlich an. Während des gesamten Untersuchungszeitraums konnte etwa die Hälfte aller Schuldforderungen beglichen werden.

Häusler deutet die moralische Haltung der Berner im Umgang mit dem Geldstag bzw. den Vergeldstagen als nicht vorverurteilend und als solidarisch. Tatsächlich belegen einzelne qualitativ untersuchte Fälle, dass der Geldstag nicht einem «bürgerlichen Tod» gleichzustellen war. Allerdings zeigen sich allfällige moralische Verurteilungen und Stigmatisierungen durch Mitbürgerinnen und Mitbürger nicht unbedingt in den offiziellen Akten.

Insgesamt füllt die sorgfältige, quellennahe und theoretisch gut abgestützte Untersuchung eine Lücke in der bernischen Geschichtsforschung. Wer immer sich in Zukunft mit dem Phänomen Geldstag befassen wird, wird Eric Häuslers Studie mit Gewinn zu Rate ziehen.

*Gerrendina Gerber-Visser, Bern*

Marc J. Ratcliff, **Le tournant linguistique du XVIII<sup>e</sup> siècle. Études d'histoire de la langue scientifique**, Genève: Droz, 2025 (coll. Bibliothèque des Lumières, vol. C), 490 pages, 10 illustrations.

Le titre de cet ouvrage en désigne l'objet principal: le «tournant linguistique du XVIII<sup>e</sup> siècle», tout à la fois «hypothèse et objet historique d'investigation» (p. 12). «Objet d'investigation», dans la mesure où il se trouve au cœur de ces «études d'histoire de la langue scientifique»; «hypothèse» en tant qu'il fournit une clef de compréhension du «passage de l'*épistémè* classique à l'*épistémè* moderne» (p. 11), mais également dans la mesure où, en tant que tel, il est inséparable de la promotion d'un champ de recherche historiographique, «l'analyse des *conditions métadiscursives de possibilités des savoirs*» (p. 12).

L'ouvrage est divisé en quatre parties. La première, intitulée «Le lexique de la méthode au XVIII<sup>e</sup> siècle: autour de Charles Bonnet», rassemble quatre études successivement consacrées au concept de «suite d'expériences», au développement de la science des mœurs animales, au terme d'*hypothèse* et à celui de *chercheur*. La deuxième partie, «La guerre des langues scientifiques: *matters of fact* et *matters of language*», s'attache à mettre en évidence la tension entre le langage de la systématique et celui de l'experimentalisme, que le chapitre introductif relie respectivement aux concepts d'espace et de temps avant de montrer la progressive constitution, dans le cadre du tournant linguistique, d'une langue naturaliste unifiée. Les études qui suivent envisagent les cas de l'Italien Lazzaro Spallanzani et du Suisse Louis Jurine. La troisième partie s'intitule «Le tournant linguistique du XVIII<sup>e</sup> siècle» et son premier chapitre est consacré à la caractérisation de cette notion, dont le postulat implique un remaniement important de l'historiographie de l'histoire naturelle française du siècle des Lumières. Dans la même veine, les chapitres

suiuants examinent la fin de la République des lettres, l'aliénisme de Philippe Pinel, les écrits de l'Idéologue français Joseph-Marie de Gérando puis les transformations de la botanique linnéenne jusqu'au début du XIX<sup>e</sup> siècle au prisme de la notion de tournant linguistique, dont se trouve ainsi démontré le rôle dans le changement d'*épistémé* inaugurant l'époque moderne. Enfin, la quatrième partie, intitulée «Ouvertures», rassemble quatre études respectivement consacrées à un carnet de laboratoire manuscrit d'Horace-Bénédict de Saussure, à trois textes du biologiste anglais John Tuberville Needham, au travail de traducteur du naturaliste suisse Jean Senebier et à l'œuvre, doublement réformatrice (nomenclature et orthographe), du naturaliste français Michel Adanson. Ces études abordent également la notion de tournant linguistique, mais du point de vue de ce que Marc Ratcliff appelle «l'expérience du texte», c'est-à-dire de la confrontation du savant au langage dans l'espace de la découverte scientifique.

Ce rapide passage en revue fait voir le caractère hybride de l'ouvrage, qui tient à la fois, par son ambition démonstrative et la rhétorique déployée dans l'introduction et la conclusion, de la *monographie*, et, par la nature et la disparité des chapitres qui le composent, du *recueil* – terme qui apparaît d'ailleurs sous la plume de l'auteur (p. 395) – de textes d'époques diverses (les premiers datent du début des années 1990). En dehors de l'introduction et de la conclusion, seuls trois chapitres (sur seize) sont inédits, significativement situés en position introductive et conclusive des deux parties qui se rattachent le plus directement au thème du tournant linguistique (II et III). Il est clair que ce caractère hybride dessert considérablement le propos de l'auteur, en raison des inévitables répétitions et de l'atomisation du propos qu'induit le format du recueil, atomisation liée, dans le cas présent, à des articulations locales, à l'échelle du chapitre, de la micro-histoire et de la macro-histoire, alors qu'une articulation globale, à l'échelle de l'ouvrage, eût été beaucoup plus convaincante.

Cette absence de travail d'écriture d'une véritable monographie est d'autant plus dommageable que les prétentions de l'auteur sont loin d'être modestes. L'ouvrage ne se contente pas de renouveler l'historiographie du XVIII<sup>e</sup> siècle en identifiant un troisième terme dans l'opposition classique entre Linné et Buffon, considérée comme anachronique, tandis que l'hypothèse d'un «triangle des sciences de la nature», corrélative de celle du tournant linguistique en tant que celui-ci est le cadre d'une conjugaison du formalisme et du pragmatisme montré dans la deuxième partie de l'ouvrage, permet au contraire de restaurer la dynamique des sciences de la nature dans la deuxième moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle. Il entend aussi définir une perspective épistémologique nouvelle, «polychroniste» (p. 419), dont la problématique demeure pour l'instant assez confuse. La discussion des théories existantes, celle de Foucault, au premier chef, mais aussi celles de Kuhn, Piaget et Garcia, Popper et Bachelard, est en effet plutôt rudimentaire, et la caractérisation du tournant linguistique comme n'étant «ni un paradigme, ni un cadre épistémique, ni une épistémè» (p. 417) eût gagné à n'être pas seulement négative. S'il faut, ainsi que l'affirme l'auteur, être insensible au «qualifiable scientifiquement» (p. 417), il est permis de se demander ce qu'une citation de Bachelard vient faire en exergue de la conclusion.

L'ouvrage demeure néanmoins impressionnant d'érudition et, par ailleurs, instructif et intéressant. Il est à cet égard d'autant plus déplorable qu'il soit également desservi par l'éditeur, qui a laissé passer de grossières scories grammaticales ou orthographiques (par exemple p. 35, 38, 58, 137, 148, 212, 284, 317, 332, 347, 352, 396, 404), une indexation de la bibliographie pour les *index nominum*, et des différences de corps dans les caractères du texte courant (par exemple p. 331). Je tiens à signaler ce fait, en apparence de peu

d'importance, dans la mesure où il est sans aucun doute symptomatique de la dégradation actuelle de l'édition, qui en vient ainsi à toucher même une maison réputée pour sa haute tenue.

*Anne-Gaëlle Toutain, Berne*

Meike Knittel, **Blühende Beziehungen. Botanische Praktiken im Zürich des 18. Jahrhunderts**, Göttingen: Wallstein, 2024 (Frühneuzeit-Forschungen, Bd. 28), 255 Seiten, 32 Abbildungen.

Wie konnte Botanik praktiziert werden an einem Ort ohne Universität, ohne Hof und ohne Meerzugang (und damit ohne direkten Zugang zu Kolonien und exotischen Pflanzen)? Mit dieser Frage widmet sich Meike Knittel in einer faszinierenden Fallstudie Johannes Gessner und der Naturforschenden Gesellschaft Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Indem die Autorin grundsätzlich von der Kollektivität von Naturforschung in geografischer Breite und sozialer Tiefe ausgeht, bietet sie einen erhellenden Zugang zum Normalfall der Bedingungen und täglichen Mühen botanischer Beschäftigung: Wie konnten Pflanzen und Literatur beschafft werden, welche sozialen Beziehungen, finanziellen und materiellen Ressourcen waren dafür nötig? Mit dem lokalen Schweizer Beispiel sollen somit «botanische Netzwerke im Europa des 18. Jahrhunderts» erschlossen werden (S. 196). Dieser Zugriff gliedert nicht nur Gessner und Zürich in die neuere Historiografie der Botanik und der Naturforschung ein, sondern bietet eine Tiefendimension in wissenschaftliche Fragestellungen und gleichzeitig einen weiteren Baustein der Einbindung der Schweiz in koloniale Handlungsketten und weitgespannte Gefüge der Naturforschung.

Die Arbeit folgt nach einer umfassenden Einführung in den Forschungsstand einer etwas eigenwilligen systematischen Gliederung – dezidiert wird also keine Gessner-Biografie geboten, auch keine chronologische Darstellung der Entwicklung der Naturforschenden Gesellschaft Zürich oder der Botanik im 18. Jahrhundert. Die Kapitel analysieren mit botanischen Praktiken (Kap. 2), botanischen Netzwerken (Kap. 3) und Pflanzenerwerb (Kap. 4) Alltagspraktiken der Botanik abseits grosser gelehrter, höfischer oder kolonialer Zentren. Man kann das Buch auf verschiedene Weise lesen, der rote Faden ist nicht immer klar zu erkennen; der Rezensent fand am schlüssigsten, vom letzten Kapitel auszugehen, genauer: vom Material der erhaltenen Herbarien in Zürich (S. 167–192). Dort findet sich eine unglaubliche Menge von Pflanzen aus aller Welt, die streng nach Linnéscher Systematik geordnet sind. Diese Herbarien erschliessen sich dann in ihrer Entstehung, Nutzung und Funktionsweise durch die lokalen Praktiken der Botanik (Kap. 2), durch die stetige Arbeit an und mit sozialen Beziehungen auf Distanz und in gelehrten Sozietäten (Kap. 3) und durch die mühselige Beschaffung von Büchern, Pflanzen und Samen (Kap. 4).

Die Studie enthält zahlreiche bedenkenswerte Befunde und Thesen, zu denen man sich nur gelegentlich mehr Ausführungen gewünscht hätte. So betont Knittel mehrfach die grundlegende Prägung der Botanik, gerade auch in der Schweiz, durch Beziehungen zu Kolonien, die meist über die Niederlande vermittelt wurden (etwa S. 154, 215 f.). Generell wird die Bedeutung der Kolonien für die Naturforschung, deren Einbindung in koloniale Unternehmungen, immer wieder deutlich gemacht. Ebenso anschaulich ist der überragende Stellenwert der Niederlande in Bezug auf akademische Ausbildung, Korrespondenznetze, Beschaffung von Publikationen und Pflanzen, Prägung von botanischen Praktiken und Wissenshorizonten. Zürich selbst ist wiederum ein Knotenpunkt in-

nerhalb eines grösseren botanischen Netzwerks (S. 111). Hochinteressant sind auch weitere Thesen, die sich verteilt im Buch finden: Am Ende des 18. Jahrhunderts lasse sich eine zunehmende Institutionalisierung gelehrter Beziehungen und des Pflanzentauschs über Sozietäten bzw. botanische Gärten beobachten (S. 113, 194); die botanischen Netzwerke umfassten auch zahlreiche Nicht-Gelehrte, etwa Kaufleute, Amtsleute, kommerzielle Pflanzenhändler, Ehefrauen oder Waisenhauschüler. Gerade die Bedeutung professioneller Pflanzenhändler auch für die Pflanzensystematik und Sammlungspraktiken könne kaum überschätzt werden (S. 175). Die Vermittlung und Verbreitung botanischen Wissens, etwa auch der Linnéschen Systematik, habe insbesondere durch Formen der Mündlichkeit stattgefunden (S. 55f.). Dennoch seien botanische Praktiken wesentlich durch Lektüre gerahmt und geleitet worden, was sich etwa an Leerseiten im Herbarium ablesen lasse (S. 176–179) – ein auch methodisch faszinierender Abschnitt. Ebenso gelungen und weiterführend sind die Einsichten in die Provenienz einzelner Pflanzen oder ganzer Teilherbarien (S. 181f.) oder die Techniken der Pflanzenbestimmung, wenn genaues Wissen zu ihnen fehlte.

Bedauerlich ist nur, dass die Studie stellenweise etwas blutleer wirkt – über die genaueren sozialen Hintergründe (etwa über die Schüler Gessners, die Waisenhauskinder, Haushalte, Verwandte, Freunde, Mitglieder der Naturforschenden Gesellschaft, über Kauf- und Amtsleute, über die Gärtner und Arbeiter im botanischen Garten) hätte man gern mehr erfahren. Auch die hohen (ökonomischen) Kosten des Botanisierens werden zwar immer wieder erwähnt, insgesamt aber doch wenig zur weiteren Differenzierung des botanischen Netzwerks genutzt. Knittel geht davon aus, dass «das gemeinsame Interesse an Botanik» die unterschiedlichen Akteure zusammenhielt (S. 96) – was schon bei Gelehrten zumindest fraglich ist, unter Hinzunahme einer breiten sozialen Basis hingegen die möglichen Interessen, Motive und Zwangslagen zu stark eibnet.

Ein wesentlicher Ertrag des Bandes liegt aber in der Erschliessung eines umfangreichen Quellenkorpus; faszinierendes Material wird erstmals ausgewertet, wodurch sich hochspannende Einblicke in den Prozess der Wissensgenerierung ergeben. So lassen sich die Bibliothek und die Lektürenweisen Gessners etwa durch sein «Notizbuch» nachzeichnen (S. 147). Zahlreiche Farbabbildungen illustrieren nicht nur den Text, sondern regen zum Nachdenken an, etwa zur unterschiedlichen Kolorierung von Pflanzen durch Waisenhauschüler (S. 90f.). Das Herbarium der Naturforschenden Gesellschaft bietet im Zusammenspiel mit Korrespondenzen, Kostenrechnungen und Pflanzenlisten erhellende Aufschlüsse über konkrete Pflanzentransfers und das ausgedehnte botanische Netzwerk, auf das Zürcher Gelehrte im 18. Jahrhundert zugreifen konnten. Insgesamt darf man sich also über eine ausserordentlich anregende Studie freuen, die botanische Praktiken in bemerkenswert vielen Facetten erschliesst.

*Sebastian Kühn, Berlin*

Vincent Gourdon, *Histoire du baptême. Du Moyen Âge à nos jours*, Paris: Passés composés, 2024, 398 pages.

En 2008–2009, une affaire de baptême défraie la chronique dans les médias français: un curé d'un village de Loire-Atlantique refuse de baptiser le bébé d'une mère catholique au motif que la fille aînée de la femme ne fréquente pas le catéchisme. Le prêtre considère que les garanties sur l'instruction religieuse de l'enfant sont, de ce fait, insuffisantes. La mère retorque qu'elle attache une grande importance au sacrement du baptême, mais qu'elle ne veut pas imposer une éducation chrétienne à sa fille. Cette affaire, qui se

poursuivra pendant plusieurs mois, est selon l'historien Vincent Gourdon révélatrice d'une tension typique de notre époque, oscillant entre attentes normatives du clergé et exigences de parents qui n'acceptent plus intégralement l'autorité de l'Église. Mais à bien y voir, cette tension accompagne l'histoire du baptême depuis des siècles, certainement au moins depuis le XIXe, lorsque le baptême devient de plus en plus une affaire de famille.

En dehors de quelques spécialistes d'histoire de l'Église ou du droit canon, l'histoire du baptême n'a pas été beaucoup traitée par les historien-ne-s. Elle a reçu une nouvelle impulsion depuis le début du XXI<sup>e</sup> siècle grâce à l'attention portée par quelques chercheurs et chercheuses au rituel du baptême et au parrainage, du point de vue de la construction de réseaux sociaux et dans sa relation complexe avec la parenté. Ce filon de recherche a ainsi profité, d'un côté, du renouveau de l'histoire de la parenté et, de l'autre, de l'attention croissante que l'histoire sociale porte à la question de la sociabilité et des réseaux de solidarité. Avec l'historien italien Guido Alfani, Vincent Gourdon a participé de façon très active au renouveau des études sur le baptême, entre autres par l'organisation d'une série de rencontres scientifiques suivie de nombreuses publications ou par la fondation d'un réseau scientifique nommé «Patrinus», qui réunit des spécialistes de plusieurs pays intéressé-e-s à la question du parrainage.

Ce livre sur l'histoire du baptême représente donc la synthèse d'une vingtaine d'années de recherches et de publications, comblant une lacune importante dans les études d'histoire religieuse et d'histoire sociale. De ce point de vue, l'ouvrage de Gourdon représente une œuvre significative et ambitieuse.

Mais disons-le tout de suite: cette histoire du baptême est en réalité une histoire du baptême en France et il est dommage que l'éditeur n'ait pas rendu cette précision claire dans le titre. En outre, il s'agit avant tout d'une histoire du baptême catholique. Certes, l'auteur, qui vit à la Rochelle, connaît bien le protestantisme français et s'efforce d'inclure des informations importantes sur les mesures qui touchent aux huguenots et à l'évolution du baptême au-delà de la majorité catholique. Toutefois, les catholiques se taillent assurément la part du lion.

Cela n'enlève toutefois rien à l'intérêt du livre, qui nous fournit, dans un style abordable et agréable, un aperçu précieux des grandes évolutions d'un rituel qui a marqué l'histoire du christianisme et qui, malgré la chute de popularité subie pendant les dernières décennies, continue d'inspirer les rituels d'entrée dans la vie dans une société de plus en plus sécularisée.

Le livre est structuré chronologiquement: il commence par la contre-Réforme, qui pose incontestablement de nouvelles bases pour le monde catholique occidental, tout en ouvrant simultanément une perspective sur le baptême médiéval, que le Concile de Trente entreprend de réformer et d'unifier. L'une des conséquences pratiques les plus visible, voire spectaculaire, en a été la réduction du cercle des parrains et marraines au nombre de deux: un parrain et une marraine pour chaque enfant, alors que ce cercle pouvait être beaucoup plus étendu à l'époque médiévale.

Le deuxième chapitre aborde plusieurs aspects du baptême au cours de l'Ancien Régime: le mérite de l'analyse de Gourdon consiste dans le fait de ne pas s'arrêter aux normes et à leur application, mais de mesurer les pratiques concrètes des populations en divers endroits du royaume. L'un des phénomènes les plus marquants de l'époque est le raccourcissement général de la période entre la naissance et le baptême, qui correspond à une grande préoccupation du clergé de la Contre-Réforme. Comme l'âme des enfants non baptisés n'était, selon la tradition théologique, non seulement pas admise au paradis, mais

qu'elle se voyait également reléguée à un limbe mal défini et certainement inquiétant, la population a rapidement intériorisé l'impératif d'éviter aux enfants défunts ce destin ingrat. L'auteur a ainsi le mérite de s'attarder sur les diverses implications culturelles et sociales de cette croyance largement partagée au moins jusqu'à la fin de l'Ancien Régime.

Si les choses changent au seuil de l'époque contemporaine, c'est que le baptême n'aura pas été exempt des conséquences directes et indirectes de la Révolution. L'historien retrace ici les mesures législatives des différents régimes révolutionnaires et postrévolutionnaires, en soulignant que l'évolution vers un nouveau modèle de baptême n'a été ni linéaire ni évidente, malgré la Constitution civile du clergé et les vagues de déchristianisation.

Le bouleversement aura été intense et durable. Au début du XIX<sup>e</sup> siècle, le baptême chrétien traditionnel ne fait plus l'unanimité et les pratiques des populations françaises commencent à changer. Cela se manifeste clairement dans une nouvelle temporalité du baptême (chap. 4), qui reflète une évolution importante des mentalités: l'empressement de jadis pour baptiser les enfants de manière précoce afin de sauver leur âme cède sa place à d'autres préoccupations, de sorte que les temps s'étendent. Les études de cas réalisées par l'auteur le démontrent clairement.

Plusieurs raisons concourent à expliquer ce phénomène: on relèvera l'émergence de l'expertise médicale et les craintes relatives à la santé des nouveaux-né-e-s, selon les saisons exposé-e-s trop tôt au froid et aux intempéries (chap. 5). Comme dans d'autres domaines – comme par exemple la sexualité – l'autorité de l'Église tend à être substituée par le prestige croissant des médecins.

Toutefois, cette évolution est aussi due à d'autres raisons: le baptême devient en réalité de plus en plus une affaire familiale, que les parents gèrent selon leurs attentes et de façon plus indépendante par rapport aux prescriptions de l'Église (chap. 6). Cela correspond à une évolution qui avait été signalée depuis quelques temps par les historien-ne-s de la parenté: dans plusieurs régions européennes, depuis le XVIII<sup>e</sup> siècle, les parrains et les marraines tendent progressivement à être des parents proches.

Le dernier chapitre du livre est consacré à l'époque récente et met en évidence les tendances évidentes à une prise de distance par rapport aux normes de l'Église catholique. Actuellement, seul un tiers des nouveaux-né-e-s est baptisé selon un rituel chrétien, ce qui rend manifeste la profondeur des transformations en cours. Toutefois, conclut Gourdon, il est encore trop tôt pour décréter la mort définitive du rituel du baptême. En effet, de nouvelles formes de célébration des nouvelles naissances, telles que les baptêmes républicains célébrés devant les autorités civiles, reprennent largement les symboles chrétiens et s'insèrent dans une longue tradition de gestes et de création de relations sociales. Puisque le baptême est essentiellement une situation relationnelle, il est aussi une occasion de tisser de nouveaux rapports sociaux.

Comme tous les ouvrages de synthèse, ce livre présente aussi quelques faiblesses et quelques choix problématiques. Un écueil consiste dans l'imprécision du titre déjà évoquée ci-dessus. L'analyse est de fait fortement calquée sur l'histoire de l'Hexagone, par exemple en ce qui concerne le rôle crucial de la Révolution. Comme dans d'autres domaines de l'histoire religieuse, l'impression qui reste est que l'époque révolutionnaire a exercé un impact moins profond dans d'autres sociétés européennes en comparaison de la France. Les continuités sont donc en général beaucoup plus marquées dans les autres pays catholiques – ou en partie catholiques – sans parler des régions protestantes. Une interprétation explicite des spécificités du contexte français aurait donc été bienvenue.

À ce propos, on aurait aimé en savoir plus sur le baptême dans les minorités réformées françaises, qui ne sont que rapidement évoquées par Gourdon. Les évolutions ont-elles été les mêmes que pour les catholiques? La question est intéressante, puisque dans les cantons suisses de confession réformée, par exemple, la réduction du nombre de parrains et marraines pour chaque nouveau-né, caractéristique de la Contre-Réforme catholique, a été largement ignorée. Qu'en est-il des huguenots ou des protestants d'Alsace, qui ont bénéficié des clauses protectrices du traité de Westphalie (1648)?

Mis à part ces limites presque inévitables pour un ouvrage général, le livre de Vincent Gourdon représente un achèvement important et stimulant, à conseiller à toute personne intéressée. Cela est d'autant plus légitime que ce volume se présente sous une forme attractive et donc adaptée à un public plus vaste que la seule communauté scientifique.

*Sandro Guzzi-Heeb, Lausanne*

Cédric Brélaz, Thomas Lau, Hans-Joachim Schmidt, Siegfried Weichlein (Hg.), **Patterns in the History of Polycentric Governance in European Cities. From Antiquity to the 21<sup>st</sup> Century**, Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2024, 311 Seiten, 18 Abbildungen.

Der vorliegende Sammelband ist gemäss Vorwort die Frucht eines 2016 begonnenen epochenübergreifenden Dialogs der vier an der Universität de Fribourg tätigen Herausgeber über die Strukturmerkmale polyzentrischer *Governance* von der Antike bis in die Gegenwart. Cédric Brélaz und Thomas Lau beziehen sich dabei in ihrer Einleitung auf einen 1961 erschienenen Aufsatz der Sozialwissenschaftler Vincent Ostrom, Charles M. Tiebout und Robert Warren, die den Begriff des «polycentric political system» einführen; später wurde dieser von Vincent und Elinor Ostrom zu einer Theorie der «polycentric governance» erweitert. In dieser institutionenökonomischen Sicht geht es um die Frage nach der Verteilung öffentlicher Güter. In grösseren Gemeinwesen wie Staaten oder Metropolen werde diese faktisch nicht von einer zentralen Regierungsgewalt und ihrer Verwaltung monopolisiert, sondern resultiere aus einem komplexen, von formalen und informellen Regeln geleiteten Zusammenspiel unterschiedlicher institutioneller Player und privater Interessensgruppen.

Ziel des vorliegenden Bandes ist es, diesen Ansatz für die Städtegeschichte fruchtbar zu machen. Auch die Ratsgremien in vormodernen Stadtstaaten waren demnach – so die Ausgangsthese der Herausgeber – nicht einfach Steuerungszentren, sondern dienten eher als «coordinating committees orchestrating a complex sphere of communication» (S. 8). Dieser Ansatz ist insofern vielversprechend, als Phänomene der Polyzentrität in der Forschung zu «zusammengesetzter Staatlichkeit» in der Frühen Neuzeit oder der vergleichenden Imperienforschung bisher vor allem für grossflächigere Herrschaftssysteme untersucht wurden. In diesen ergab sich aus den begrenzten Kommunikationsmöglichkeiten und Interventionsmöglichkeiten beinahe zwangsläufig die Notwendigkeit zur Dezentralisierung von Entscheidungskompetenzen, Akzeptanz von lokalen Autonomierechten und Teilhabe von lokalen Eliten an den generierten Ressourcen. Städte oder Stadtstaaten wurden in der Forschung demgegenüber bisweilen etwas vorschnell als einheitlich agierende politische Entitäten behandelt, in denen die innere Interessenspluralität nur in den zeitweise auftretenden Unruhen sichtbar wurde. Inwiefern verbarg sich auch hinter der Fassade der *unanimitas*, hinter der sich vormoderne städtische Obrigkeiten gerne zurückzogen, ein komplexes Mehrebenenspiel des Interessensausgleichs, der Machtverteilung und der Ressourcenallokation?

Die epochenübergreifende Struktur des Bandes, der sich in vier jeweils von einem Mitherausgeber verantwortete Teile zur Antike, dem Mittelalter, der Frühen Neuzeit und der Moderne gliedert, macht die Untersuchungsanlage zusätzlich vielversprechend. Allerdings liess sich – wie auch in der Einleitung angedeutet wird (S. 8) – nur ein Teil der Beiträger:innen darauf ein, sich auf mit den in der Einleitung präsentierten Konzepten näher auseinanderzusetzen und diese auf ihr Untersuchungsmaterial anzuwenden. Zudem fokussiert ein Teil der Beiträge weniger auf polyzentrische Phänomene *innerhalb* von Städten und Städteverbänden, sondern fragt – etwas konventioneller – nach deren Rolle in grösseren Herrschaftssystemen.

Im Teil zur Antike wird dies bereits im Titel «Rome and Her Cities – The Polycentric Empire» deutlich. In vier Beiträgen werden die Dynamiken in den Beziehungen zwischen dem Herrschaftszentrum Rom und Städten oder Provinzen im expandierenden Reich anschaulich dargelegt, die inneren Strukturen und Distributionslogiken dieser Städte aber weniger sichtbar, was – wie einige Beiträge vermerken – teilweise auch der Quellenlage geschuldet ist. Anne-Valérie Pont zeigt dabei auf, dass städtische Autonomie nicht nur eine Praxis, sondern auch eine Norm innerhalb des römischen Herrschaftssystems war, während sich Frédéric Hurllet und Christina T. Kuhn Phänomenen der geographischen Mobilität von Amtsträgern und städtischen Repräsentation zuwenden. Für den Nichtalthistoriker besonders lehrreich ist der Beitrag von Marco Vitale zu föderalen Organisationsformen in den östlichen Provinzen des Römischen Reichs, die auf ein Fortwirken der politischen Institutionen und Kulturen der ehemals unabhängigen Poleis verweisen. Im Teil zum Mittelalter taucht der Begriff der «Polycentricity» nur im Titel auf, während die drei Beiträge gänzlich ohne das Adjektiv «polycentric» auskommen. Dafür erfährt man hier einiges über die «performative Selbstrepräsentation» von mittelalterlichen Städten (Mikhail A. Boytsov), die militärische Koordination von Städten im eidgenössischen Bündnisgeflecht (Regula Schmid) und die Ämterkarriere des Humanisten und Diplomaten Ermolao Barbaro im Kontext des patrizischen Herrschaftssystems Venedigs (Noëlle-Laetitia Perret).

Eine etwas explizitere Auseinandersetzung mit den zentralen Fragestellungen des Bandes verspricht der Teil zur Frühen Neuzeit, die im Titel als «Polycentric Age» bezeichnet wird. Tatsächlich veranschaulicht hier der erste Beitrag von Beat Kümin anhand einer typischen städtischen Topographie, die neben dem Rathaus auch andere wichtige Räume des Aushandelns und Repräsentierens wie Kirchen, Wirtshäuser, Zunftstuben und Marktplätze kannte, auf den ausgeprägten «multi-layered und polycentric character of urban governance» (S. 153). Am Beispiel des hanseatischen Städtebunds entwirft Indravati Félicité das Modell einer «polycentric diplomacy», die zwischen koordinierter Kooperation und unabhängigem Eigensinn changierte und sich auch in der exklusiver werdenden europäischen Staatenwelt des 17. und 18. Jahrhunderts behaupten konnte. Der Selbstbehauptung von Stadtstaaten widmet sich auch der Beitrag von Christopher W. Close und weist dabei auf das interessante Phänomen der «cross-status alliances» im Heiligen Römischen Reich des 16. und 17. Jahrhunderts hin, die Städten Schutz und Mitsprache garantierten und Fürsten den Zugang zu zusätzlichen Finanzquellen und weiteren kriegsrelevanten Ressourcen eröffneten. Eine lesenswerte Synthese von sozialwissenschaftlichen Deutungsangeboten und historischen Forschungen zu Städten und zusammengesetzter Staatlichkeit, die mit Beispielen aus dem venezianischen Kontext unterlegt ist, bietet schliesslich der Beitrag von Stephan Sander-Faes.

Die drei Beiträge des vierten Teils («The Contemporary City – Polycentric Disorder?») widmen sich anhand von Fallbeispielen aus Deutschland und England unterschiedlichen Aspekten der Städtepolitik im 19. und 20. Jahrhundert. Christoph Bernhardt bietet einen Überblick über den Umgang von oberrheinischen Städten mit Prozessen der Nationenbildung und Modernisierung und verweist auf die «skalaren Strategien», mit denen lokale politische Akteure und Interessensgruppen sich weiterhin Gehör verschaffen konnten. Andrew McTominey wendet sich mit der Wassernutzung in Leeds in der Zwischenkriegszeit einem klassischen Problem der Verwaltung kollektiver Güter zu. Die Politikwissenschaftler Uwe Andersen und Kai Pfundheller untersuchen die Entwicklung des Phänomens der Städtepartnerschaften in der deutschen Nachkriegszeit. Hier irritiert, dass gleich zu Beginn der Westfälische Frieden von 1648 mit einer «birth of the nation state» (S. 285) in Verbindung gebracht wird, obwohl dieser «Westfälische Mythos» in der Frühneuzeitforschung schon vor langem gründlich dekonstruiert worden ist. Hier und an anderen Stellen hätte man sich noch etwas mehr Dialog zwischen den verschiedenen Epochen und Disziplinen gewünscht.

Insgesamt bietet der Band aber eine Palette von Überblicksdarstellungen, Fallstudien und methodologischen Überlegungen, die zu weiteren Forschungen anregen und sich teilweise auch als Diskussionsgrundlage für den Hochschulunterricht eignen dürften. Und während man als Rezensent bei Sammelbänden manchmal allzu sehr geneigt ist, die Disparität der Beiträge zu bemängeln, so könnte man hier auch gerade die spezifischen Stärken von polyzentrischen Strukturen konstatieren, die sich unter anderem durch Diversität, Flexibilität und die Offenheit für überraschende Querverbindungen auszeichnen. Letzteres wird bei der Lektüre des vorliegenden Bandes durch den sorgfältig gestalteten Orts-, Namens- und Sachindex zusätzlich erleichtert.

Nadir Weber, Bern

Francesca Arena, **Trouble dans la maternité. Pour une histoire des folies puerpérales. XVIII<sup>e</sup>–XX<sup>e</sup> siècles**, Aix-en-Provence: Presses universitaires de Provence, 2020, 204 pages.

Version remaniée de sa thèse de doctorat défendue en 2012 à l'université d'Aix-en-Provence, le livre de Francesca Arena s'inscrit dans un récent engouement des historiennes de la médecine pour les questions liées à la maternité, à l'allaitement et à la dépression post-partum. Plusieurs projets témoignent de cet intérêt, tels que *Lactation in History*, dans lequel Francesca Arena était postdoctorante et qui fut financé par le Fonds national suisse de la recherche scientifique, ou encore le projet de Hilary Marland, *The Last Taboo of Motherhood? Postnatal Mental Disorders in Twentieth-Century Britain*, soutenu par le Wellcome Trust.

À la croisée de l'histoire sociale de la médecine et de celle du genre, l'ouvrage d'Arena propose une généalogie du diagnostic de la «folie puerpérale». En mobilisant les écrits médicaux du XVIII<sup>e</sup> au XX<sup>e</sup> siècle, les archives judiciaires, les textes de jurisprudence ainsi que les dossiers médicaux de l'asile Saint-Pierre de Marseille (1844–1940), l'autrice analyse les continuités et les ruptures dans l'évolution de ce diagnostic. Elle interroge ainsi les histoires croisées des maladies, de la folie et de l'infanticide.

Dans son introduction, l'autrice revient sur la notion contemporaine de «folie des mères» en soulignant la distinction opérée entre les dimensions organique/physique et psychique/émotionnelle. La première renvoie au corps reproducteur – multiple: corps de

femme enceinte, accouchée, en couche ou allaitante – tandis que la seconde insiste sur la relation mère-enfant et les liens affectifs qui en découlent.

La première partie de l'ouvrage, intitulée *Normer la maternité*, explore la manière dont le corps féminin, initialement perçu comme corps reproducteur, devient corps maternel à travers une nouvelle rivalité entre médecins et chirurgiens-accoucheurs autour du savoir féminin sur l'accouchement et l'allaitement. Les chirurgiens-accoucheurs nient le savoir des femmes et imposent leur présence à la naissance et promeuvent une professionnalisation de l'allaitement, confié à des nourrices, au nom de l'intérêt supposé de l'enfant. Dans cette logique, la nourrice n'est jamais pensée comme mère, son lien avec son propre enfant étant passé sous silence. Les écrits médicaux identifient alors de nouvelles pathologies propres au corps féminin et maternel, telles que le délire des accouchées, aussi appelé «fièvre de lait», censé provenir de dépôts de lait sur le cerveau.

Dans la seconde moitié du XVIII<sup>e</sup> siècle, construite par les médecins, les naturalistes et les philosophes, une nouvelle représentation du corps maternel émerge. La fièvre de lait, autrefois considérée comme un phénomène physiologique, est désormais interprétée comme une pathologie liée au refus d'allaiter, devenu un marqueur de la «bonne» maternité. Les troubles auparavant perçus comme organiques prennent alors une dimension morale. L'abandon d'enfant ou l'infanticide sont interprétés comme des refus de maternité et deviennent des déviances par rapport à une norme érigée en maternité naturelle.

La deuxième partie de l'ouvrage, nommée *L'âge d'or de la folie puerpérale, XVIII<sup>e</sup> – XX<sup>e</sup> siècles*, revient sur la naissance de la nosographie médicale – soit la description et la classification des maladies – et son influence sur l'expression «folie puerpérale», qui désigne alors un syndrome regroupant un ensemble hétérogène de symptômes étranges et/ou délirants survenant autour de l'accouchement. La fièvre puerpérale en constitue l'un des symptômes parmi d'autres. Les discours médicaux se multiplient au XIX<sup>e</sup> siècle, à un moment où la médecine connaît de profondes transformations: essor de l'aliénisme, généralisation de l'accouchement hospitalier, et hausse de la mortalité maternelle due à la fièvre puerpérale infectieuse. Dans ces débats, la spécificité du corps féminin et de ses pathologies est réaffirmée: la période des couches est présentée comme un moment de grande vulnérabilité mentale pour les femmes.

La première génération de médecins aliénistes, pourtant familière du terme de folie puerpérale, ne l'adopte pas encore comme diagnostic, lui préférant une réflexion plus large sur la folie féminine. Cependant, ce diagnostic commence à être perçu comme lié à la relation entre la mère et l'enfant. Arena montre aussi que les interrogations autour de la folie puerpérale dépassent les cercles médicaux et investissent les sphères littéraires. La notion de «fièvre de lait» y reste courante pour désigner la folie puerpérale, alors même que les médecins cherchent à les différencier et à analyser la folie des mères à travers les émotions et les sentiments qu'elles éprouvent envers leurs enfants. Au XX<sup>e</sup> siècle, le terme «folie puerpérale» cède progressivement la place à celui de «psychoses puerpérales». L'essor de la psychiatrie et de la psychanalyse contribue à faire reconnaître la psychose puerpérale comme un trouble psychiatrique, généralement classé selon deux syndromes majeurs: maniaque ou dépressif. La forme dépressive, en particulier, devient l'objet d'une surveillance médicale renforcée, dans le but de prévenir toute mise en danger. Par ailleurs, l'évolution des normes autour de la «bonne maternité» continue d'influencer la compréhension de ces troubles, en entretenant l'idée selon laquelle la mère serait naturellement

encline à la folie. La frontière entre pathologie et transformations physiologiques liées à la maternité demeure ainsi floue.

Cette section aurait mérité une exploration plus approfondie du XX<sup>e</sup> siècle. Compte tenu de la richesse de l'ouvrage, il est regrettable que seules quelques pages soient consacrées à cette période. Cela est d'autant plus dommage que, comme le souligne justement l'autrice, le XX<sup>e</sup> siècle est marqué par de profondes transformations dans le domaine de la psychiatrie, de la psychanalyse et de la pédopsychiatrie. Par exemple, la diffusion de la théorie de l'attachement a sans doute renforcé l'idée de l'importance des émotions dans la relation mère-enfant, un aspect qui aurait pu être traité de façon plus soutenue.

La troisième partie de l'ouvrage, intitulée *Folles de maternité*, s'appuie sur des dossiers médicaux issus de l'asile Saint-Pierre à Marseille. Après avoir rappelé les limites inhérentes aux archives psychiatriques, Arena montre que le terme «folie puerpérale» apparaît peu dans les documents relatifs aux femmes internées. Une lecture principalement organique de la folie domine dans ces dossiers. Si des événements liés à la maternité y sont parfois mentionnés, ils ne sont que rarement considérés comme des facteurs explicatifs majeurs des comportements ayant mené à l'internement. Le lien entre un accouchement récent et l'apparition de troubles mentaux, lorsqu'il est signalé dans le dossier d'admission, tend d'ailleurs à disparaître dans les notes de suivi.

L'autrice avance l'hypothèse – sans toutefois la développer de manière analytique – selon laquelle les diagnostics de psychose puerpérale se seraient multipliés dans les années 1960–1970, possiblement en lien avec la généralisation de traitements comme les électrochocs, alors utilisés pour traiter les psychoses et les formes sévères de dépression.

Dans l'ensemble, cet ouvrage propose une analyse fine et nuancée de l'évolution – ou de la persistance – du diagnostic de folie puerpérale, en s'appuyant sur des sources à la fois riches et diversifiées. Si l'on peut déplorer que le XX<sup>e</sup> siècle ne soit traité que brièvement, Francesca Arena parvient néanmoins à restituer toute la complexité d'une maladie dite féminine, ainsi que les évolutions des représentations de la maternité qui l'accompagnent.

*Caroline Rusterholz, Fribourg*

Cédric Humair, Nicolas Chachereau, *L'énergie en Suisse. De 1800 à nos jours*, Lausanne: EPFL Press, 2024, 160 Seiten.

Der anzuzeigende schmale Band verfolgt grosse Ziele: Er möchte die Defizite der bisherigen Energiegeschichtsschreibung überwinden, indem er eine Gesamtdarstellung der letzten zwei Jahrhunderte bietet, die weder auf einzelne Energieträger noch auf Technikgeschichte reduziert ist und zudem einen transnationalen Anspruch erfüllt. Adressiert werden Fachhistoriker:innen, Studierende sowie eine breitere Öffentlichkeit. Im Zentrum der Darstellung stehen die Abfolge und Überlagerung von Energieträgern – von Holz und Wasserkraft über Kohle, Öl und Gas bis hin zu Atomenergie und den erneuerbaren Energien – eingebettet in soziale, politische und ökonomische Kontexte.

Humair und Chachereau orientieren sich stark an Jean-Baptiste Fressoz, der 2024 eine alternative Energiegeschichte vorlegte. Fressoz kritisiert den Begriff der «Energiewende» als analytisch unzureichend: Energieträger seien in der Geschichte nie durch klare Übergänge abgelöst worden, sondern hätten sich hauptsächlich überlagert und gegenseitig verstärkt. Technologien etwa, die Erdöl benötigen, verlangten ihrerseits Energieaufwand aus Kohle oder Holz, wodurch die Persistenz fossiler Energien erklärt wird. So erweise

sich die vermeintliche «Transition» als Illusion, und die Beharrungskraft der Fossilen als zentrale Hürde der Dekarbonisierung. Dieses Argument ist jedoch keineswegs neu, sondern wurde bereits in der Arbeit zur Energiegeschichte der Schweiz von Patrick Kupper und Irene Pallua (2016), neben anderen, entwickelt.

Die Darstellung beginnt mit einem Überblick zur steigenden Energienachfrage seit der Industrialisierung und verweist auf demografische, wirtschaftliche und globale Unterschiede. Zutreffend moniert wird die Unzulänglichkeit der Schweizer Energiestatistiken, die Importe systematisch ausblenden. Unverständlich bleibt indes, dass der massive Nachfrageschub nach 1950 kaum thematisiert wird. Zwar wird auch die «Informatisierung» angesprochen, die zentrale Rolle der Mobilität hingegen nur am Rande – einschlägige Studien, etwa von Ueli Haefeli, fehlen gänzlich. Indem der Blick primär auf die Schweiz verengt bleibt, verfehlen die Autoren jedoch den von Fressoz eingeforderten materialitätsgeschichtlichen Ansatz: Mobilität bedeutet nicht nur Kraftstoffverbrauch, sondern auch die energieintensive Produktion von Fahrzeugen, die über nationale Grenzen hinausweist.

Die Kapiteinteilung folgt den Energieträgern: zunächst vormoderne Energien (Sonne, Nahrung, menschliche und tierische Arbeit, Holz, Torf), dann Kohle, Wasserkraft und die damit einhergehende Elektrifizierung, Erdöl und Gas, Atomkraft sowie erneuerbare Energien. Dabei werden technologische Entwicklungen und institutionelle Rahmenbedingungen detailliert beschrieben, während soziale und kulturelle Dimensionen – etwa die gesellschaftlichen Reaktionen auf Energieunfälle – unberücksichtigt bleiben.

Das Kapitel zur Kohle betont deren Verknüpfung mit Nationalstaatsgründung, Eisenbahnbau und Industrialisierung, während die Wasserkraft als Motor der frühen Elektrifizierung hervorgehoben wird. Die Autoren betonen deren besondere Rolle: lokal verfügbar, für die elektrotechnische Industrie zentral und identitätsstiftend für die schweizerische Energiepolitik. Fossile Energien wurden hingegen – abgesehen von Kriegszeiten – weitgehend dem Markt überlassen.

Die Kapitel zu Erdöl und Erdgas stellen den Nachholbedarf der Forschung heraus, konzentrieren sich jedoch auf das Erdöl. Zu Recht wird auf die zentrale Rolle der Motorisierung nach 1945 verwiesen, während zugleich betont wird, dass die Wärmeversorgung in der Schweiz noch stärker als die Mobilität auf Öl basierte. Auch hier bleibt allerdings die Sozialgeschichte ausgespart.

Die Darstellung der Kernenergie folgt klassischen Linien: die Debatten der 1960er- und 1970er-Jahre, die politische Entscheidung zugunsten von Reaktoren amerikanischer Bauart zwecks Ausbaus eigener Kraftwerke. Interessanter ist das Kapitel zu den erneuerbaren Energien: Es zeigt, dass die Politik hier – anders als bei Elektrifizierung und Kernenergie – lange zögerlich blieb. Bereits seit Jahrzehnten bekannte Technologien wie Solarthermie, Windkraft oder Wärmepumpen gewannen zunächst im Nachgang der Erdölpreiskrise an Bedeutung, erst nach den 2000er-Jahren wurden sie aktiv bewirtschaftet. Entsprechende politische Initiativen (Energie 2000, EnergieSchweiz) setzten zunächst auf Freiwilligkeit; erst mit der CO<sub>2</sub>-Steuer 2007, nach Fukushima 2011 und dem Pariser Abkommen 2015, kam es zu einer Forcierung.

Im Schlusskapitel diskutieren die Autoren die gegenwärtigen Herausforderungen: die Gefahr, dass erneuerbare Energien lediglich additiv zu fossilen und nuklearen Kapazitäten treten; die weiterhin bestehenden CO<sub>2</sub>-Emissionen auch «grüner» Technologien; die Abhängigkeit von importierten Technologien und Infrastrukturen (nicht aber Roh-

stoffen); die ungelösten Fragen der Speicherung sowie die Spannung zwischen einem traditionellen zentralistischen Energiesystem und dezentralen erneuerbaren Formen.

Das Fazit rückt die ökonomische Logik des Schweizer Energiesystems in den Vordergrund: Produzenten und Verteiler hätten den Konsum systematisch angekurbelt, während energieintensive Unternehmen auf Versorgungssicherheit setzten. Die erneuerbaren Energien erscheinen als möglicher Bruch mit diesem Prinzip, doch bleibt diese These vage und ohne empirische Stütze. Auch die Behauptung eines starken Einflusses der Wirtschaftsverbände auf die Politik wird nicht belegt. Konsument:innen erscheinen in der Darstellung weitgehend machtlos, abgesehen von ihrer Rolle in direktdemokratischen Abstimmungen.

Kritisch hervorzuheben ist der Umgang mit Zahlen: Zwar wird die Schwierigkeit adäquater Energiestatistiken betont, zugleich greifen die Autoren häufig auf ältere Datensätze zurück, auch Fehler schlichen sich ein (z. B. Verwechslung von Brutto- und Endenergieverbrauch (S. 25), falsche Prozentangaben für Erdöl/Erdgas für das Jahr 2022 (S. 95)). Zudem bleibt unklar, welche gesellschaftlichen Konsequenzen Verschiebungen im Energiemix hatten – die Analyse erschöpft sich hier in Behauptungen.

Dennoch bietet das Buch eine gut lesbare Einführung in die Schweizer Energiegeschichte, die bestehende Forschung bündelt und popularisiert. Sein programmatischer Anspruch, eine transnationale, materialitäts- und sozialgeschichtlich fundierte Neuinterpretation zu liefern, wird jedoch nur teilweise eingelöst.

*Monika Gisler, Zürich*

Sandro Guzzi-Heeb, Luigi Lorenzetti, Martin Stuber (dir.), **Formen des Grundeigentums. Konzepte und Praktiken in ökonomischer, sozialer und ökologischer Perspektive = La propriété foncière et immobilière. Modèles, pratiques, enjeux économiques, sociaux et écologiques**, Zürich: Chronos, 2024 (Schweizerisches Jahrbuch für Wirtschafts- und Sozialgeschichte – Annuaire Suisse d'histoire économique et sociale, vol. 38), 279 pages, illustrations.

Ce volume rassemble les actes des Journées d'étude tenues en 2021 et organisées conjointement par la Société suisse d'histoire économique et sociale (SSHES) et la Société suisse d'histoire rurale (SSHR). Il réunit quinze contributions rédigées en allemand, en français et en italien. Dans leur introduction, les éditeurs Sandro Guzzi-Heeb, Luigi Lorenzetti et Martin Stuber rappellent le regain que suscite, ces dernières décennies, l'étude historique de la propriété foncière et immobilière. Leur analyse s'arrête sur les transformations qui, entre le Moyen Âge et l'époque moderne, ont été caractérisées par la transition d'une conception des «plura dominia» à la notion de propriété individuelle, élevée au rang d'«inviolable et sacrée», comme le proclame la Déclaration des droits de l'homme de 1789. En outre, dans le cadre de ces réflexions, les éditeurs mettent en exergue l'émergence, à la fin du XX<sup>e</sup> et au début du XXI<sup>e</sup> siècle, de formes de pouvoir qualifiées de «néomédiévales». Cette émergence se traduit par la diffusion de formes de polycentrisme juridique, de même que par des types de propriétés que le libéralisme avait initialement tenté d'effacer. Cette dynamique s'inscrit d'ailleurs dans le cadre plus large de la digitalisation et de la dématérialisation des biens et des services, qui favorise une «consommation de droits d'usages» par l'intermédiaire de l'achat de licences (p. 13). Un autre débat contemporain, auquel se consacre une partie des articles de l'ouvrage, porte sur les biens communs et le renouvellement de leur étude, en particulier à travers la réception des travaux d'Elinor Ostrom.

Les contributions sont structurées en quatre sections, qui correspondent aux quatre axes d'analyse proposés dans l'introduction. La première partie explore les formes et les significations de la propriété dans divers contextes sociaux. Le premier article se concentre sur l'évolution de la notion de «proprietas» et de ses significations multiples, liées à l'idée d'un transfert de propriété de l'objet – et donc à sa mobilité – dans la région de Freising aux X<sup>e</sup> et le XI<sup>e</sup> siècle (Philipp Winterhager). La réflexion sur le sens réel et juridique du concept de «dominium» (notamment l'opposition entre «dominium directum» et «dominium utile») est également traitée de manière critique, au moyen de sources juridiques nord-italiennes de la fin du Moyen Âge. Cette approche souligne la variabilité de l'emploi du terme, parfois éloigné des cadres théoriques juridiques (Volker Stamm). Une approche comparatiste s'avère pareillement pertinente pour appréhender la fluctuation des concepts de propriété foncière dans des contextes «coloniaux», aussi bien lors de la Reconquista espagnole que durant la colonisation des Amériques. En effet, l'interaction avec les pratiques coutumières antérieures a engendré l'émergence de configurations inédites en matière de propriété (Pablo F. Luna). Dans la dernière contribution de cette partie, l'hypothèse d'une origine urbaine de la propriété individuelle est examinée de manière critique, en mettant en lumière que la majorité des formes de résidence en milieu urbain s'inscrivent dans un cadre emphytéotique. De ce fait, on peut relativiser l'idée d'une disparité juridique entre les zones urbaines et rurales (Michela Barbot).

Le deuxième groupe d'articles analyse le rapport entre parenté, réseaux sociaux et propriété. L'étude approfondie de multiples sources provenant du Trentin et de la Basse-Autriche au XVIII<sup>e</sup> siècle permet de révéler l'existence de pratiques divergentes en matière de gestion de la propriété, associées à des systèmes d'héritage différenciés (Matthias Donabaum, Margareth Lanzinger, Janine Maegraith). L'influence des familles et de leurs réseaux dans l'exploitation des carrières de marbre au Tessin est au centre des préoccupations de la deuxième contribution de cette partie. Elle met l'accent sur le poids des stratégies de bilocalisme/plurilocalisme dans la gestion des carrières, ainsi que sur le rôle de la parenté dans la gestion de ces ressources minières durant l'Ancien Régime (Stefania Bianchi). Dans le cadre de ses réflexions méthodologiques, l'étude consacrée au rôle de la famille et de la parenté sur le marché foncier de Corsier-sur-Vevey (Vaud) à la fin du XVIII<sup>e</sup> siècle insiste sur l'importance du recours à des bases de données généalogiques exhaustives et d'outils d'analyse de réseaux géolocalisés dans ce domaine de recherche (Lucas Rappo). La dernière contribution de cette partie considère l'influence des familles sur les changements intervenus dans une communauté rurale lors de l'industrialisation au cours du XIX<sup>e</sup> siècle. Elle révèle des comportements économiques différents entre les lignées établies de longue date et celles nouvellement arrivées (Fabrice Boudjaaba).

Les quatre articles suivants portent sur la propriété collective et suscitent un intérêt particulier. La première contribution se concentre sur les conflits relatifs aux biens communs qui opposent les «Landleute» aux «Hinter- ou Beisassen», groupes sociaux moins privilégiés. Elle souligne la nécessité, pour les tribunaux de l'époque, de trouver des solutions pragmatiques laissant une marge de manœuvre aux divers acteurs impliqués dans les conflits (Salomé Egloff). Ces marges de négociation sont également au cœur de l'analyse du projet de canalisation de l'Isère par Matteo Tacca. Ce dernier y soulève les enjeux au niveau social et économique, en particulier leurs répercussions sur les biens communaux. Les différentes formes de «proprietà intrecciata» – des régimes de propriété mixte, entre individuelle et collective, dans la Suisse italienne – font l'objet de la contribution de Mark Bertogliatti. Il met en évidence le caractère dynamique de ces

formes mixtes de propriété, condition de leur survie jusqu'au XX<sup>e</sup> siècle. Cette même capacité d'adaptation des formes collectives de propriété est traitée dans l'ultime article de cette partie, qui se concentre, entre autres, sur l'influence du cadre national ou local sur la gestion des communaux en Suisse et sur l'évolution des conceptions et des pratiques à ce sujet (Liechti et Wunderli).

En se focalisant principalement sur les XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles, la dernière partie de l'ouvrage porte sur le rôle de la propriété collective et des droits de propriété comme facteurs d'exclusion ou d'inclusion. Parce qu'elle fait de la propriété un droit fondamental, la Révolution française a posé les bases d'une société où la possession de biens immobiliers représente un critère déterminant pour l'exercice des droits politiques. À ce propos, une étude de cas sur les régimes censitaires dans les communautés rurales du Département de Seine-et-Oise met en évidence deux aspects majeurs. D'une part, elle révèle un élargissement effectif du pouvoir et, de l'autre, elle souligne la persistance de certaines lignées dans la gestion des postes stratégiques au sein des communes (Christiane Cheneaux-Berthelot). Pour sa part, le canton du Tessin se distingue par son maintien du régime censitaire jusqu'en 1863, particularité qui fait l'objet d'une analyse approfondie par Alessandro Ratti. Ce dernier conduit une enquête rigoureuse, qui évoque les motivations politiques, religieuses, culturelles et sociales sous-jacentes à ce phénomène, signalant le rapport étroit entre régime censitaire et droit de bourgeoisie («patriziato»). Dans le cadre des études comparatives, la question de l'inclusion et de l'exclusion revêt une importance majeure dans les contextes où cohabitent différents régimes fonciers et de propriété, à l'instar des situations observées au Bénin et au Burkina Faso. Dans ces pays, traités par la dernière contribution de l'ouvrage, le droit coutumier précolonial et le droit colonial ont coexisté et ont ensuite nourri des conflits entre formes de gestion collective et communautaire, d'une part, et formes d'appropriation privée et individuelle, d'autre part (Thikandé Séro).

Cet ouvrage se distingue par une série d'articles stimulants couvrant une vaste période chronologique, du X<sup>e</sup> siècle à l'époque contemporaine. Il parvient à aborder des aspects fondamentaux liés aux pratiques sociales, au rôle de la famille, de la parenté et des réseaux sociaux, ainsi qu'aux défis écologiques. La lecture de ce livre s'avère en conséquence particulièrement instructive pour quiconque souhaite s'interroger sur les enjeux de la propriété foncière et immobilière dans une perspective transpériodique.

*Simona Boscani Leoni, Lausanne*

David Auberson, Nicolas Gex, Lukas Künzler, Olivier Meuwly, **Les Sociétés d'étudiants. Une contribution à l'histoire de la Suisse**, Lausanne: EPFL Press, 2023 (Savoir suisse), 159 Seiten.

In der Anfangsperiode des Bundesstaats spielte das lebendige Vereinswesen der sich formierenden Zivilgesellschaft eine entscheidende Rolle bei der Entstehung der nationalen Identität und beim Aufbau der liberalen Demokratie. Für die zahlreichen Studentenvereine in der Schweiz fehlte bisher eine komparative Gesamtdarstellung im chronologischen Längsschnitt – und dies trotz einer vielfältigen, teils historiografisch wertvollen, teils leicht hagiografischen Literatur zu einzelnen Verbindungen. Die meisten Publikationen haben monothematischen Charakter und konzentrieren sich auf eine Studentenverbindung oder einen nationalen Verband. Auch meine Beiträge zum katholischen Studentenverein (1993, 2019) und zur Freiburger Universitätsgeschichte (1991, 2009) sind so konzipiert.

Im Unterschied zu diesen monothematischen Publikationen versucht das Studentenschenbuch *Les Sociétés d'étudiants* «une autre», das heisst, eine vergleichende Geschichte der Studentenvereine zu bieten. Diesen Ansatz betrachte ich als *das* Verdienst dieser Publikation. Dass die Verfasser die Studentenvereine als Spiegelbilder von Transformationen in Staat, Gesellschaft und Hochschulen betrachten, entspricht der *nouvelle histoire* mit ihrer sozial-, kultur- und politikgeschichtlichen Gesamtperspektive. Die Autoren sind alle Mitglieder der Studentenverbindung Helvetia.

Chronologisch geordnet, beschreibt das Buch die Entwicklungsgeschichte von schweizerischen Studentenvereinen an höheren Schulen und Hochschulen – von der Gründungszeit des Bundesstaats 1848 bis zur Kulturrevolution von 1968 – und rundet die Darstellung mit einer breiten Umschau über das halbe Jahrhundert seit 1970 ab. Die zahlreichen, nur am Rande erwähnten ausländischen Studentenverbindungen hatten in der Regel eine kurze Lebensdauer.

Ohne die Studentenvereine mit literarisch-künstlerischem oder turnerischem Fokus – von den Belles-Lettriens über die Sing-, Schützen- und Turnstudenten bis hin zu den neolinken Gründungen um 1968 – ausser Betracht zu lassen, werden hauptsächlich die drei bereits vor der Bundesstaatsgründung von 1848 entstandenen und national verbreiteten Studentenverbindungen Zofingia (gegründet 1819), Helvetia (1832) und Studentenverein (1841), fortan StV, behandelt. Dass die Zofingier, die Helveter und die StVer besondere Beachtung finden, leuchtet aus der Sicht der politisch-historischen Bundesstaatsgeschichte ein. Schon Erich Gruner hob ihre Rolle als Kadenschmiede für den Aufbau der nationalen Eliten im neuen Bundesstaat hervor: die Helvetia für die Freisinnigen, damals in den Zeitungen «Linke» und «Radikale» genannt; die Zofingia, für die sogenannte «Mitte», sprich das liberal-konservative Zentrum; und den StV für die katholisch-konservative «Rechte» (später CVP). Parteipolitisch lässt sich, selbstverständlich mit Ausnahmen, aufgrund der Mitgliedschaft in der Helvetia oder Zofingia voraussagen, ob der Student später in der Bundesversammlung, in den Kantonsregierungen oder im Bundesrat bei der liberal-konservativen Mitte oder bei den linken Radikalen Karriere machte. 1900 (Gründung der FDP 1894) waren vier Bundesräte Mitglieder der radikal-demokratischen Fraktion und zugleich Alt-Helveter. Für die Katholisch-Konservative Partei erwies sich der Kulturkampf der 1870er-Jahre als Mobilisierungsfaktor. Dass ihr erster, 1891 gewählter Bundesrat als Student Zentralpräsident des StV gewesen war, passt in dieses Bild. Mit den eidgenössischen Wahlen von 1896 überrundete der StV im National- und Ständerat erstmals mit 27 National- und Ständeräten die Zofingier (23) und die Helveter (14), die der couleurstudentischen Gestaltung des Verbindungslebens gegen die Jahrhundertwende von 1900 mehr Gewicht als der parteipolitischen Bindung schenkten.

Für mich ragt das Kapitel «L'Age d'Or» von 1848 bis zum Ersten Weltkrieg hervor, das Olivier Meuwly, ein Spezialist für das 19. Jahrhundert, als Blütezeit des Couleurstudententums beschreibt. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts nahmen die Schweizer Verbindungen in Nachahmung von studentischen Traditionen im Deutschen Reich zu ihren Bändern und zu ihren Studentenmützen couleurstudentische Bräuche wie Uniformen, Sprachformeln, Namen, Trinkkommente, etc. an. In Kreisen des katholischen StV machten sich gegen diese «Burschenherrlichkeit» Stimmen bemerkbar, die unter dem Einfluss der Sozialzyklika *Rerum Novarum* (1891) von Papst Leo XIII. Reformen forderten, die die politisch-religiösen Ursprünge des StV stärker betonten. Von der sozialwirtschaftlichen Not, auch von Studenten, während des Ersten Weltkriegs angestossen, gründete diese Reformrichtung ein Jahr vor dem Generalstreik 1917 in Bern mit der Berchtoldia die erste von weiteren Reformverbindungen, die die couleurstudentischen

Bräuche wie Trinksitten massiv reduzierten. Damit bildeten sich im Studentenverein zwei Richtungen heraus: ein couleurstudentisch geprägter konservativer «Block» und eine reformerische Fraktion. Dies ist für das Verständnis der StV-Geschichte bis in die Gegenwart von Bedeutung. Auch in der Zofingia und Helvetia liess die zweite Industrialisierung mit ihren sozialen Problemen gesellschaftskritische, ja linke Stimmen aufkommen.

Das Kapitel über die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zeichnet innere Strömungen in den Studentenverbänden während des rechtsradikalen «Frontenfrühlings» anfangs der 1930-Jahre nach. Der StV verbot die Mitgliedschaft bei den nichtgläubigen Fronten, unterstützte aber zusammen mit der katholischen Volkspartei die vom Schweizer Volk 1935 abgeschmettete Totalrevisionsinitiative und sympathisierte in Teilen zeitweise mit ständestaatlichem, antiliberalen und antiparlamentarischem Gedankengut. Der damals einflussreiche Rechtsintellektuelle Welschfreiburger Gonzague de Reynold war allerdings nicht StVer, sondern Zofinger. Es bestanden in jenen Jahren Widersprüche und Ambiguitäten in den Jugend- und Studentenvereinen, deren vertiefte Aufarbeitung weiterer komparativer Forschungen bedarf. In den Vorkriegsjahren versammelten sich die drei nationalen Verbände vereint unter der Fahne der «geistigen Landesverteidigung» gegen Nationalsozialismus, Faschismus und Kommunismus und deren Weltherrschaftsansprüchen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebten die traditionellen Studentenverbindungen einen Aufschwung und konnten ihre Rolle in der universitären Repräsentation und in der studentischen Selbstverwaltung bewahren. Dies war so etwas wie ein Spätsommer, der eine schleichende Krise versteckte, die durch die sich beschleunigende Demokratisierung der Bildung verursacht wurde. Der Autor titelt richtig: «une continuité aux airs de déclin». Die Kulturrevolutionen von 1968 brachten eine Zeitenwende. Nach dem Mai 1968 verschwanden die bemützten Studenten mehr und mehr aus den Korridoren der Hochschulen.

Neue Studentenorganisationen begannen die Universitäten politisch zu prägen. Die universitären Gruppierungen, die der Neuen Linken nahestanden, gaben nun den Ton an. Die Autoren stellen diese neulinken hochschulpolitischen Umgruppierungen kenntnisreich in den gesamtgesellschaftlichen Kontext, gehen aber mit konkreten Hinweisen (Namen, Daten, usw.) zur ursprünglich marxistisch-leninistischen POCH, zur trotzkistischen RML und zu anderen neulinken Gruppierungen sparsam um. Noch fehlt eine Studie im Stile von Gruners Parlamentslexikon, die die Bundesparlamentarier in ihren politischen Aktivitäten in der Jugend- und Studienzeit Studentenvereinen zuordnen. Damit liesse sich die Grundthese des Schlusskapitels, nämlich den gesellschaftspolitischen Bedeutungsverlust der klassischen Studentenverbindungen, gut aufzeigen.

Auf die Kulturrevolution von 1968 reagierten die drei grossen gesamtschweizerischen Studentenverbände unterschiedlich, was das Taschenbuch deutlich aufzeigt. Aus aktuellem Anlass (Bundesgerichtsentscheid 2025 in Sachen Zofingia/Lausanne) gehe ich hier vertieft darauf ein. Während sich die Zofingia und die Helvetia eindeutig als couleurstudentische «Korporationen» verstanden und Männerbünde blieben, verabschiedete der mit dem noch existierenden katholischen Milieu verbundene StV hauptsächlich unter dem Einfluss des zweiten Vatikanischen Reformkonzils von 1962–1965 in einer kurzen, aber folgenreichen Zeitperiode von den 1960er- bis Mitte der 1970er-Jahre fundamentale Neuerungen. 1968 beschloss die Generalversammlung des StV das progressive Freiburger Manifest zur Hochschulpolitik, was die lose, allerdings kurzzeitige Zusammenarbeit von StVern im VSS und in Universitätsräten mit linksorientierten Studentengruppierungen

erklärt. Im Laufe der 1970er-Jahre ging dieser Linksrutsch zu Ende, und das Pendel schlug wieder nach Mitte-Rechts. 1971 lockerte die einstige Kaderschmiede der Katholisch-Konservativen ihre Bande mit der CVP und öffnete sich anderen Parteien. 1977 folgte die vollständige konfessionelle Öffnung gegenüber den christlichen Kirchen. Interessant ist, dass 1968, 1971 und 1977 die drei für ein Jahr amtierenden Zentralpräsidenten aus der ersten Reformverbindung von 1917 stammten.

Den augenfälligsten Wandel – und das heben auch die Autoren des Taschenbuchs hervor – vollzog der StV zum Erstaunen der Öffentlichkeit in der Frauenfrage. Während die Zofingia und Helvetia ihren männerbündischen Charakter aufrechterhielten, nahm der StV in zwei Etappen Frauen als Vollmitglieder auf. Dabei überliess der Zentralverband in typisch schweizerisch-föderalistischer Tradition die Umsetzung den einzelnen Sektionen. Der auch in der Geschichte der schweizerischen Frauenemanzipation meist vergessene Beschluss erfolgte am 7. September 1968 an der von ca. 600 aktiven Studierenden besuchten Generalversammlung mit der erforderlichen Zwei-Drittels-Mehrheit. Das war damals – drei Jahre vor (!) der Einführung des Frauenstimmrechts auf Bundesebene – eine Sensation, auch in Deutschland und Österreich. Bei der Realisierung des Frauenbeschlusses gingen die Sektionen der italienischen und französischen Schweiz voran – ähnlich wie die Schweizer Männer beim Frauenstimmrecht, während die Mehrheit der Deutschschweizer Sektionen zu Beginn zögerten. Bis sich der Kulturwandel im Alltag des StV wirklich durchgesetzt hatte, brauchte es mehrere Studierendengenerationen. 2025, also nach mehr als einem halben Jahrhundert, machen die Frauen im StV bei den 1114 aktiven Studierenden laut Zentralsekretariat rund 35 % (380) aus. Gegenwärtig sind von total 37 StV-Sektionen 20, also die Mehrheit, gemischt, 14 wiederum reine Männer- und 3 reine Frauenverbindungen. Anzuführen ist, dass sich mittlerweile gemischte bzw. Frauenverbindungen auch ausserhalb des StV bildeten.

Wie wenig andere Organisationen prägten die Studentenorganisationen die Elitenbildung im Bundesstaat. Als knappe Zusammenfassung der bestehenden Literatur animiert das historisch komparativ angelegte Taschenbuch zur weiteren Beschäftigung mit der Thematik und stösst vielleicht ein grösseres Forschungsprojekt zur Geschichte der Studierendenorganisationen an, bei der sich von Anfang an Historiker/innen weiterer Verbindungen und Gruppierungen beteiligen.

Urs Altermatt, Freiburg

Ariane Knüsel, Ralph Weber, **Die Schweiz und China. Von den Opiumkriegen bis zur neuen Seidenstrasse**, Zürich: Hier & Jetzt, 2024, 352 pages, 95 illustrations.

Quinze ans après la publication d'un *Manuel des relations nippon-suisse* (*Handbuch Schweiz-Japan*),<sup>6</sup> paraît enfin une monographie consacrée à l'histoire des échanges entre la Suisse et la Chine dans une perspective de longue durée. Ralph Weber (professeur associé en *European Global Studies* à l'Université de Bâle) et Ariane Knüsel (*Privatdozentin* en histoire contemporaine à l'Université de Fribourg et chercheuse associée aux Documents diplomatiques suisses) y retracent aussi bien les activités suisses en Chine que les présences chinoises en Suisse.

La détermination des Suisses à commercer avec les Chinois sert de fil rouge à l'ouvrage. Envers et contre tout, pourrait-on dire. Mettre l'accent sur les dimensions politiques et économiques plutôt que sur les aspects sociaux ou culturels fait sens. En

<sup>6</sup> Patrick Ziltener (dir.), *Handbuch Schweiz-Japan*, 2 vol., Zürich 2010.

effet, il n'existe pas, entre les deux pays, un aussi long et riche dialogue qu'entre la Chine et la France, les États-Unis ou l'Angleterre, ni même d'importantes communautés issues de l'espace chinois en Suisse.

Dans les sept parties chronologiques qui composent l'ouvrage, les auteur-ice-s posent, à chaque fois, un cadre général avant d'expliquer le rôle et la place des Suisse-sse-s dans les bouleversements traversés par la Chine. Des cas concrets, provenant directement des sources ou tirés de la littérature secondaire, servent à appuyer le propos à l'aide de quelques illustrations. Après une première partie retraçant près de 250 ans d'échanges (du XVII<sup>e</sup> siècle à la fin de la dynastie Qing), les autres chapitres couvrent des périodes de quelques décennies, situées pour la plupart après 1949.

Dans leur premier chapitre, Knüsel et Weber reviennent sur les diverses présences helvétiques en Chine jusqu'au XX<sup>e</sup> siècle (commerçants, mercenaires, missionnaires). Des guerres de l'opium à la Révolte des Boxers, la participation suisse à l'impérialisme européen y transparait. Les auteur-ice-s relèvent que les recherches sur ces questions, et notamment les pillages du patrimoine culturel chinois, restent à faire. Après un passage consacré au mythe du Péril jaune, le chapitre se conclut sur l'ouverture d'une première agence commerciale suisse en Chine.

La deuxième partie de l'ouvrage porte sur les deux conflits mondiaux et la guerre civile chinoise (1913–1950). Elle met en exergue la manière dont les affrontements profitent, entre autres, à l'industrie de l'armement helvétique. Plusieurs personnalités suisses occupent même des positions stratégiques dans le pays, comme Richard von der Crone, qui siège au Conseil municipal de Shanghai. En parallèle des échanges économiques apparaissent également des contacts sur le plan culturel via des sociétés savantes. Après une lutte contre le Japon et contre le *Guomindang*, le Parti communiste chinois s'empare du pouvoir et établit un régime que la Suisse devient l'un des premiers pays occidentaux à reconnaître officiellement.

Les années 1950, au cœur de la troisième partie, sont décrites par les auteur-ice-s comme un jeu de dupes. Diplomatiquement, les deux pays font mine de croire à la sincérité de la neutralité helvétique. Pourtant, la Suisse, assimilée par Pékin au bloc de l'Ouest, participe à l'embargo américain mis en place contre le camp socialiste. D'autre part, à Berne, c'est bien au prisme d'un anticommunisme virulent que sont analysés tous les faits et gestes de la Chine. Mais au-delà du Rideau de bambou, le commerce perdure et la propagande fleurit. L'espionnage industriel et la surveillance politique s'imposent comme les nouvelles modalités des relations sino-suisses.

Dans une quatrième partie consacrée aux années 1960 et 1970, l'ouvrage continue à dépeindre une relation en dents de scie. D'un côté, l'accueil réservé par la Confédération aux réfugié-e-s tibétain-e-s et les exactions commises durant la Révolution culturelle réduisent les échanges diplomatiques à portion congrue. De l'autre, la Suisse devient une plateforme de diffusion mondiale pour la propagande maoïste. Puis, avec le retour de la RPC sur la scène internationale en 1971–1972, la situation s'inverse. Berne occupe à nouveau une fonction secondaire dans les stratégies d'influence chinoise, mais les visites officielles connaissent une embellie.

La décennie de réformes économiques lancées en RPC après la mort de Mao Zedong (1976–1989) est décrite par Knüsel et Weber comme une ruée vers l'or. La recherche par la Chine de capitaux, de technologies et de savoir-faire satisfait enfin les espoirs helvétiques d'accéder à ce juteux marché asiatique. Avec la création d'une Chambre de commerce sino-suisse, les accords commerciaux deviennent monnaie courante. Les

années 1980 représentent alors l'âge d'or des joint-ventures (dont l'entreprise Schindler est la pionnière) et des jumelages (tels que Zurich-Kunming).

Le massacre de la place Tiananmen (4 juin 1989) et les manifestations pro-Tibet sur la Place fédérale lors de la visite du Président Jiang Zemin (25 mars 1999) constituent les deux bornes chronologiques de la sixième partie du livre. Cette parenthèse dans les relations Suisse-Chine marque un coup d'arrêt que les auteur-ice-s relativisent. Malgré les condamnations et les expressions de solidarité, la prudence reste le maître-mot à Berne. Au même titre que de grandes firmes helvétiques (comme Ems-Chemie) poursuivent leurs activités après 1989, l'incident diplomatique de 1999 ne handicape nullement le développement d'accords de coopération entre les deux pays.

La dernière partie (1999–2024) met en parallèle l'intensification des échanges économiques et l'attitude timorée du Conseil fédéral sur les violations des droits humains en Chine. Tandis que Pékin s'impose comme le premier partenaire commercial de la Confédération en Asie et que la Suisse devient le premier pays d'Europe continentale à ratifier un traité de libre-échange avec la RPC, plusieurs grandes entreprises helvétiques passent en mains chinoises (Syngenta, Sigg) et les nuitées de touristes chinois en Suisse explosent. En corollaire, les rencontres officielles avec le Dalaï-lama cessent et les élites politiques et économiques usent d'une langue de bois à toute épreuve.

En offrant une excellente vision d'ensemble du *Sonderweg* helvétique dans ses relations avec la Chine, *Die Schweiz und China* propose une synthèse bienvenue. Même si certaines thématiques s'estompent à mesure que progresse la narration, telles que les dimensions raciales et idéologiques, les auteur-ice-s parviennent à construire un récit cohérent. Pour rejoindre leurs appels à renforcer les compétences académiques suisses sur l'espace chinois, on ne peut qu'espérer que des initiatives comme le *Taiwan Studies Project* (lancé à l'Université de Zurich sous l'impulsion du Ministère de l'Éducation taïwanais) permettent de développer de nouvelles recherches incluant, avec un regard tout aussi critique et pertinent, les relations entre la Suisse et la République de Chine.

Cyril Cordoba, Fribourg

Andreas Beyer, Susanna Burghartz, Lucas Burkart (Hg.), **Burckhardt. Renaissance – Erkundungen und Relektüren eines Klassikers**, Göttingen: Wallstein, 2021, 192 Seiten.

Valentin Groebner hatte einen grossen Auftritt auf der internationalen Tagung, die das Departement Geschichte und das Kunsthistorische Seminar der Universität Basel vom 24. bis 26. Mai 2018 zur Aktualität von Burckhardts Renaissance-Konzept im Basler Kunstmuseum veranstalteten. Er verbiete, so liess er vernehmen, seinen Studierenden, *Die Cultur der Renaissance in Italien* aus dem Jahr 1860 zu lesen, die Mikkel Mangold als vierten Band der kritischen Gesamtausgabe pünktlich zu Burckhardts zweihundertstem Geburtstag vorbildlich ediert und kommentiert hatte.<sup>7</sup> Das Buch schade nur, weil es mit der heutigen Forschung zu dieser Epoche nichts, aber auch rein gar nichts zu tun habe. Die strikte Dichotomie zwischen Mittelalter und Renaissance sei obsolet, die narrative Konstruktion eines «Wir-Gefühls» manifest, die ahistorische «Sonderstellung Mittel- und Westeuropas» stossend und der Ursprungsmythos der Neuzeit ohnehin unerträglich. «Renaissance als Gefühl» hatte der Luzerner Historiker seinen Vortrag genannt, der auf einer Konferenz verständlicherweise für einige Unruhe sorgte, die gewiss keinen Weihrauch streuen, aber Burckhardts Bedeutung für die Gegenwart betonen wollte.

<sup>7</sup> Jacob Burckhardt, *Die Cultur der Renaissance in Italien*. Ein Versuch, hg. von Mikkel Mangold, Jacob Burckhardt Werke. Kritische Gesamtausgabe, Bd. 4, München/Basel 2018.

Groebner hat seine Polemik gegen diesen «Ahnenkult», der eine «Selbstgratulation zum Geburtstag» gewesen sei, nicht in dem hier anzuzeigenden Sammelband, sondern in der Zeitschrift *Traverse* publiziert.<sup>8</sup> Auch andere Vorträge, die auf der Tagung gehalten wurden, finden sich nicht in dem Band. Man mag verschmerzen, dass Überlegungen zu Burckhardts Darstellung der Renaissance-Päpste nicht zum Druck gelangten, aber Groebners Fundamentalkritik, Burckhardts Renaissancebuch habe «eine Epoche als verführerisches ästhetisches Arrangement» erfunden und enthalte nichts mehr als eine «literarische Fiktion»,<sup>9</sup> in der Einleitung nicht aufgegriffen, noch nicht einmal den Versuch unternommen zu haben, dieses Anathema über das Tagungsthema zu widerlegen, bleibt unverständlich. Stattdessen geben die Organisatoren der Basler Konferenz und Herausgeber des Bandes, Andreas Beyer, Susanna Burghartz und Lucas Burkart, am Anfang ein unkonventionelles «conversation piece» (S. 7–18), in dem sie bemüht sind, sich mit kritischen Bemerkungen – auch zu vermeintlich antisemitischen Äußerungen Burckhardts – nicht dem Verdacht der Heiligenverehrung auszusetzen. Das Gespräch ist geistreich, wie bei den drei Diskutanten nicht anders zu erwarten. Aber weder integriert es die sehr unterschiedlichen Beiträge dieses Bandes, noch orchestriert es den vielstimmigen Chor der Autoren und Autorinnen, der nicht nur aus Burckhardt-Spezialisten besteht. Man ist bestrebt zu zeigen, wie weit das Interesse an dem Basler Historiker nach wie vor reicht und wie sehr sein Werk – insbesondere *Die Cultur der Renaissance in Italien* – als Ausgangspunkt für gegenwärtige Debatten taugt. Doch die von den Herausgebern akzentuierte Interdisziplinarität ist zugleich Herausforderung und Risiko: Dem Band fehlt es an Kohärenz, und die Anschlussfähigkeit der Beiträge untereinander bleibt insgesamt schwach. Klammer der elf Aufsätze ist allein die allen Autoren und Autorinnen gestellte Aufgabe, «darüber nachzudenken, inwiefern Burckhardt für ihre Arbeit von Aktualität sein kann» (S. 7).

Einige Beiträge ragen durch wissenschaftliche Originalität und intellektuelle Tiefe besonders hervor. Peter Geimer analysiert Burckhardts idealistisches Kunstverständnis, das den «unerschöpflichen Reichtum» der Werke zu erfassen suchte, zugleich aber die Unmöglichkeit einer adäquaten Beschreibung herausstellte. So findet sich denn «auch jene quasi religiöse Spielart des Schweigens, die den Hinweis auf die Unaussprechlichkeit mit der drohenden Entweihung des Kunstwerks durch den sprachlichen Kommentar verbindet» (S. 83). Thomas Steinfeld beschreibt in einer subtilen Textanalyse die Distanz zum Gegenstand als künstlerische Sprachform, die Burckhardt nutzte, um narrative Wirkung zu entfalten. «Die rhetorischen Mittel, die Burckhardt zu diesem Zweck benutzt, sind dabei immer wieder die Litotes, die Verkleinerung zum Zwecke der Heraushebung, die Hyperbole, die Überbietung über die Glaubwürdigkeit hinaus, und zuweilen auch die Ironie» (S. 107).

Brillant ist der Aufsatz von Barbara Vinken, die Burckhardts kulturelle Codierung des Renaissance-Menschen dechiffriert. Die Rezeption der Antike führte zu einer grundlegend veränderten Wahrnehmung der Welt, die für den Basler Pfarrerssohn eine Alternative zur Reformation darstellte. Er versuchte die Kunst der Renaissance aus dem katholischen Kontext zu lösen und vom protestantischen Idolatrievorwurf zu befreien. Burckhardt stellte «die blühende Individualität, die heroische Männlichkeit der Männer und Frauen, den Neoplatonismus der Medici, aber auch die Kunst eines Raphaels und

<sup>8</sup> Valentin Groebner, Renaissance als Gipfelgefühl. Bemerkungen zum 200. Geburtstag von Jacob Burckhardt, in: *Traverse* 26/1, 2019, S. 147–160, Zitate S. 150, 157.

<sup>9</sup> Ebd., S. 153.

Leonardos, die Kenntnis von Welt und Mensch als Überwindung katholischer tyrannischer Dekadenz seinem reformierten, sittlichen Milieu [...] zur Seite» (S. 104).

Ein zentrales Thema der Forschung ist die Frage nach dem «Individuum» – jenem Renaissance-Menschen, den Burckhardt so eindringlich charakterisiert hat. Die europäische Renaissance war ihm deshalb Ursprung der Moderne, weil hier das Individuum geboren worden sei. Aloys Winterling untersucht auf breiter Quellenbasis vergleichend Burckhardts Caesar-Bild und weist dabei überzeugend auf die historiographische Konstruktion politischer Grösse hin, die sich in der Koinzidenz von Individuum und Allgemeinem manifestierte.

Pascal Griener erinnert an Burckhardts Besuch des South Kensington Museums – des späteren Victoria and Albert Museums – während seiner zweiten Reise nach London im Jahr 1879. Dort habe er entdeckt, dass das moderne Museum des industrialisierten Zeitalters die Bedingungen grundlegend verändert hatte, unter denen sich ein Kunsthistoriker mit der Geschichte der Bildhauerei auseinandersetzen musste. Seither spiele, so folgert Griener, die menschliche Fantasie eine entscheidende Rolle, denn nur sie erlaube es, «die Lücken der Anschauung» auszufüllen, wie Burckhardt selbst formulierte.

Francesca Trivellato weist in ihrem herausragenden Beitrag explizit auf eine manifeste Fehlstelle in der *Cultur der Renaissance in Italien* hin: Burckhardts Blindheit gegenüber der Wirtschaftsgeschichte, die auch die Werke vieler späterer Historiker charakterisiere: «[His] disregard for business and economics was both intentional and inevitable—intentional because he purposefully chose to write a cultural history of the Italian Renaissance and inevitable because at the time of his writing he could have drawn from only a meager literature to outline the economic conditions of the peninsula in the fifteenth century» (S. 169). Überzeugend zeigt die inzwischen am *Institute for Advanced Study* in Princeton lehrende Historikerin, dass es eindeutig zu kurz greift, Burckhardt als hoffnungslos veraltet in die Abstellkammer historischer Wissenschaft zu stellen und ihn ganz der wissenschaftsgeschichtlichen Exegese zu überantworten; seine kulturgeschichtliche Rekonstruktion der Renaissance in Italien ist als Ausgangs- und Referenzpunkt aktueller Forschungen zu nehmen, die dann über Burckhardt hinausführen. So veranlasst der Basler Vorgänger die jüngere Kollegin, «to write an economic history conscious of its cultural implications that, however, does not start from the premise that economic and cultural change mirror one another» (S. 170). Das genau ist der Unterschied zwischen konstruktiver und destruktiver Kritik!

So inspirierend einzelne Beiträge auch sind: Man vermisst bei der Lektüre übergreifende und integrierende Reflexionen, die sich durchaus angeboten hätten, da es immer wieder Querverbindungen gibt. Trivellato etwa verweist ausdrücklich darauf, dass für Burckhardt «individual ambition» untrennbar von «agonistic egotism» und der oberen Gesellschaftsschicht vorbehalten gewesen sei (S. 169). Das lässt sich mit Thomas Steinfelders Aussage verbinden, dass das Agonale «eine Einsicht in das Unbegründete von Gesellschaft» spiegele, «ein lebendiges Bewusstsein davon, dass an ihrem Grund nichts ist außer Streit, Gewalt und Willkür, und zwar auch dann und gerade dann, wenn es um die Entstehung ›moderner‹ Gesellschaften geht» (S. 115).

Die Themen, die darüber hinaus angesprochen werden, sind zahlreich. Alain Schnapp vergleicht die Wahrnehmung der Natur in Antike und Neuzeit, die nicht länger stumme Kulisse, sondern Zeuge kultureller Prozesse sei. Sie bestimme Burckhardts Anteil an der «Definition der Ruinen in der Kultur der Renaissance», die eine Verbindung zur Natur herstellten, und betrachtet die Entstehung des neuzeitlichen Landschaftsgefühls.

Henriette Harich-Schwarzbauer analysiert Burckhardts Stil in seinem Frühwerk über Kaiser Konstantin und identifiziert «die spätantike Poesie als Testimonium für die Entartung der Kleidermoden», die er in Übereinstimmung mit der Polemik frommer Christen aus der ausgehenden Antike fortgeschrieben habe. Thomas Macho rekonstruiert differenziert die Burckhardt-Rezeption des niederländischen Kulturhistorikers Johan Huizinga, und Christine Tauber vergleicht den Basler Kulturhistoriker mit dem Heidelberger Klassischen Archäologen Karl Bernhard Stark, dessen umfangreiches Buch über die französische Renaissance im Gegensatz zu Burckhardts Renaissance-Buch schon im 19. Jahrhundert ein Schattendasein fristete. Am Ende steht Monica Junejas postkoloniale Kritik, die Burckhardts eurozentrische Perspektive akzentuiert und ihn als Vertreter einer «westlichen» Kunstgeschichtsschreibung identifiziert, der heute an den methodischen und epistemischen Standards einer «global discipline» gemessen werden müsse.

Insgesamt bleibt das Bild Burckhardts im Basler Jubiläumsjahr 2018 ambivalent – und das war von den Organisatoren gewiss so intendiert. Der Sammelband versucht nicht, den «einen» Burckhardt zu rekonstruieren oder eine kanonische Lesart zu postulieren. Vielmehr lädt er dazu ein, Burckhardt in seiner Widersprüchlichkeit zu akzeptieren: als Historiker, Kunsthistoriker, Historiograph, aber auch als typischen Exponenten und zugleich harschen Kritiker seiner Zeit. Die Stärken des Buches liegen in der methodischen Vielfalt und der kritischen Perspektive. Der Versuch, Burckhardts Werk mit aktuellen Diskursen zu verknüpfen, gelingt indes nicht immer gleichermassen überzeugend. Gerade dort, wo sich Beiträge stark auf Burckhardts Schriften fixieren, ohne deren Kontextualisierung in der ideen- und wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung zu leisten, bleibt das Erkenntnispotenzial begrenzt. Einen wissenschaftlichen Mehrwert bieten diejenigen Aufsätze, in denen Burckhardts Werk mit neuen Fragestellungen, abweichenden historischen Rekonstruktionen und divergierenden theoretischen Prämissen konfrontiert wird. Diese Beiträge stellen tatsächlich eine «Relektüre» dar, wie es der Untertitel des Buchs verspricht. Der entscheidende Kritikpunkt ist allerdings die fehlende Synthese. Dennoch bietet das Buch einen wertvollen Beitrag zur Diskussion von Burckhardts bleibender Relevanz – und lädt dazu ein, einen «Klassiker» neu zu lesen. Das Werk des wichtigsten Kulturhistorikers des 19. Jahrhunderts ist auch für das 21. Jahrhundert noch von Bedeutung.

*Stefan Rebenich, Bern*

Alain Clavien, *L'argent de la presse suisse. Les années Publicitas 1890–1990*, Neuchâtel: Alphil, 2025, 242 pages.

C'est à une histoire de la presse envisagée sous un jour inédit que nous convie Alain Clavien, connu pour ses travaux majeurs sur l'histoire de la *Gazette de Lausanne* et du *Journal de Genève*, deux anciens fleurons de la presse romande dont le souvenir perdure à travers le journal *Le Temps*, désormais édité à Genève. L'auteur aborde cette fois l'histoire de la presse sous un angle différent que celui de la vie et de l'action politique de l'un ou l'autre de ces titres célèbres. Il a choisi d'ausculter les fondements économiques de la presse et de ce qui deviendra la source essentielle de ses revenus: les annonces publicitaires. Pour ce faire il s'est plongé dans les archives de la principale régie suisse, aussi célèbre que mal connue, Publicitas.

L'exercice est magistralement conduit. Alain Clavien prévient toutefois d'entrée qu'il ne s'agit pas à proprement parler d'une histoire de la régie. Les liens entretenus par Publicitas avec les entreprises dont elle gère la promotion dans de nombreux journaux ou

l'évolution des petites annonces – qui décrivent à leur façon les mutations d'une société – sont des aspects volontairement laissés de côté par l'auteur. Ce dernier se concentre certes sur le développement de la régie de ses origines à sa disparition, mais les ultimes années de son existence ne sont qu'esquissées, étant donné l'embargo qui subsiste sur les archives de cette époque. Clavien décortique ainsi surtout le rôle que cette régie a joué, au-delà de la seule gestion des annonces, dans la vie ou dans la survie de plusieurs titres éminents des cantons de Genève, de Bâle ou de Lucerne. Publicitas ne s'est, en effet, pas contentée d'administrer benoîtement sa fortune considérable: celle a aussi été une investisseuse importante, métier qu'elle a maîtrisé avec plus ou moins de bonheur.

Alain Clavien a construit son récit sur un mode chronologique, ce dont on lui en saura gré. Car cette approche lui permet de calquer l'histoire de Publicitas – en tant qu'acteur du développement de la presse – sur celle de la presse elle-même, avec ses soubresauts et ses inflexions quant à son contenu ou son modèle économique. Rien ne laissait ainsi présager l'importance que la régie allait acquérir lorsque l'agence Haasenstein & Vogler (son ancien nom) déplaça le siège de sa succursale suisse de Bâle à Genève. Très morcelée, avec un paysage médiatique éclaté, la Suisse accusait alors un retard sur la France et l'Allemagne, deux pays immergés dans l'ère de la publicité depuis les années 1870. Cette publicité était elle-même nourrie par une société de consommation en plein essor dès la fin du XIX<sup>e</sup> siècle, notamment avec l'expansion des grands magasins.

Cette «frénésie publicitaire», ainsi que la qualifie Clavien, a progressivement fait de l'annonce le facteur central du financement de la presse. Au fur et à mesure que celle-ci s'est emparée de tous les recoins de la vie sociale et qu'elle s'est affirmée comme un lieu et outil de pouvoir, la presse a vu croître sa dépendance à l'égard de la publicité. Certes, une presse dite d'information s'est déliée de son rôle politique pour porter davantage son attention sur les faits divers plus ou moins scandaleux (*La Tribune de Genève* dès 1879 et le *Tages Anzeiger* en 1893). Or le journal reste le principal instrument de communication. Aussi se révèle-t-il précieux et convoité. Faisant rapidement montre de son professionnalisme dans un univers alors peu organisé où les sociétés filou sont encore légion, la branche helvétique de la régie allemande Haasenstein & Vogler, qui ne tarde pas à s'émanciper complètement de sa maison-mère, connaît un succès fulgurant. Elle doit toutefois changer de nom en 1915, car son enseigne, sonnante trop germanique, est mal perçue dans une Genève très proche de l'Entente. Elle s'appellera désormais Publicitas et déménagera par la suite à Lausanne.

Si l'après-guerre ébranle le modèle commercial de la Belle-Époque, il ne va pas jusqu'au point de l'abattre. La régie continue dès lors à prospérer, remplace le système du forfait par celui du pourcentage – gage de futures rentrées cossues –, survit à une crise de gouvernance au moment du décès du fondateur en 1923 et finit par dominer un marché qu'elle se partage avec trois autres entreprises par le truchement d'une entente de type cartellaire. Des concurrentes bientôt condamnées à l'insignifiance car Publicitas, adepte du secret, exerce en fait un quasi-monopole. Dès les années 50, lorsque ses revenus explosent dans le sillage des Trente Glorieuses, et ce même si certains titres majeurs tels que la *Neue Zürcher Zeitung* persistent dans le modèle de l'auto-régie, Publicitas affirme son leadership. Néanmoins, si la presse profite de ce «boom», elle a besoin d'argent pour suivre le rythme. Une pagination plus opulente est par conséquent requise afin d'absorber les annonces qui affluent en masse, causant une augmentation du prix du papier et des rédactions plus nombreuses et donc plus coûteuses en salaires. Richissime et opaque, au-delà de son rôle d'affermeur, Publicitas voit ainsi sa tâche d'investisseur grossir dans un

double jeu qui n'est pas sans engendrer de sérieux problèmes, comme l'auteur le décrit dans le détail.

Grâce à son réseau dense de succursales bien implantées dans les régions, Publicitas bénéficie d'une assurance tout risque et ne s'interdit pas, âpre au gain, à se montrer dure en affaires ou à s'immiscer dans la direction rédactionnelle des journaux. La publicité a pris une telle place dans le modèle économique de la presse que le chantage à l'annonce peut venir perturber la saine conduite de titres parfois réticents à heurter certains annonceurs tout-puissants. Clavien narre dès lors des affaires qui ont défrayé la chronique. Autrefois posé par Émile de Girardin, le principe selon lequel le journal doit être payé par le lecteur et l'annonceur est désormais déséquilibré en faveur de ce dernier, évolution qui s'avérera finalement fatale. Alors que la concentration de la presse avance à pas de géants, l'arrivée des technologies dites «nouvelles» achève de transformer le système de financement des médias, avec la migration progressive de la publicité vers des plateformes déconnectées du support papier. Cette situation provoque un paradoxe que l'auteur n'analyse pas: ceux qui déploraient l'emprise excessive de la publicité dans la presse ont fini par la regretter le jour où cette source s'est tarie.

Passionnant et bien écrit, le livre d'Alain Clavien offre un regard original sur l'histoire de la presse et dévoile les coulisses d'une histoire guère compréhensible sans une connaissance approfondie de son substrat économique. On se réjouit d'ores et déjà d'une potentielle suite que l'historien pourrait nous proposer lorsqu'il aura pu, espérons-le, explorer les archives des dernières années de cette régie omnipotente, soit celles qui menèrent à la chute de l'empire Publicitas. Pour conclure, on regrettera néanmoins que, de la lecture, se dégage une impression d'une régie comptant ses lingots, à la manière d'un Picsou assis sur son tas d'or. Cela n'est bien sûr pas faux, et l'auteur a raison de rappeler l'effet de terreur que la régie a pu produire sur bien des directeurs de journaux. Il dit toutefois aussi que la presse a profité des services de cette régie. La presse aurait-elle pu se développer sans elle? La dimension de «plus-value» de Publicitas aurait peut-être pu être abordée plus précisément, même dans une étude qui n'est pas en soi une histoire interne de cette entreprise.

*Olivier Meuwly, Lausanne*

Séveric Yersin, **Willi Gautschi et la Grève générale de 1918**, Lausanne: Antipodes, 2023, 263 Seiten.

Mit seinem Werk *Willi Gautschi et la Grève Générale de 1918* legt Séveric Yersin nicht nur eine bemerkenswerte biografisch-historiografische Studie vor, sondern zugleich eine fundierte Analyse der erinnerungskulturellen und politischen Kontexte der 1950er- und 1960er-Jahre, in denen Willi Gautschis Landesstreikforschung entstand. Basierend auf seiner 2018 an der Universität Lausanne eingereichten Masterarbeit, eröffnet Yersin der Landesstreikforschung neue Perspektiven, insbesondere durch die erstmalige systematische Auswertung des Nachlasses Gautschis im Staatsarchiv Aargau.

Im Zentrum des Buches steht die These, dass Gautschis 1968 erschienenes Landesstreikbuch nicht nur als wissenschaftliche Analyse der Geschichtsschreibung zum Landesstreik gelesen werden sollte, sondern auch als eine Art «Schweizer Spiegel» für das politisch-kulturelle Klima der 1950er- und 1960er-Jahre. Dieses war geprägt von Arbeitsfrieden, Antikommunismus, Konkordanz und Konsensdenken. Gautschis Werk war (auch) ein Produkt seiner Epoche – ein versöhnliches Werk, das dem Zeitgeist entsprach.

Diese diskursive Grundprämisse wird bereits im Vorwort von Malik Mazbouri umrissen und in der Folge von Yersin konsequent weiterverfolgt.

Im ersten von insgesamt sechs Kapiteln verfolgt Yersin die Entstehung und Konsolidierung des bürgerlichen Revolutionsnarrativs zum Landesstreik und dessen politische Instrumentalisierung. Er reiht sich hier in eine Reihe von Arbeiten ein, welche die erinnerungskulturelle Deutung des Landesstreiks als revolutionäres Umsturzprojekt beleuchten. Die Literatur- und Quellenbasis ist hier schmal, doch gelingt es Yersin, die wesentlichen Linien der politischen Instrumentalisierung des Streiks skizzenhaft nachzuzeichnen.

Im zweiten Kapitel gelingt es Yersin, Gautschis Herkunft und Werdegang anschaulich zu rekonstruieren. Unter Einbezug mündlicher Quellen, namentlich von Gautschis Tochter, wird die soziale Herkunft des Aargauer Historikers aus dem katholisch-kleinbäuerlichen Milieu behandelt. Der Autor situiert Gautschi dabei in mehrfacher Hinsicht als Emporkömmling: So sei dieser nicht nur der erste Offizier, sondern auch der erste Akademiker seiner Familie gewesen. Seine Heirat mit der Ingenieurstochter Alice Weier sei für Gautschis Werdegang von zentraler Bedeutung gewesen. So seien es seine wohlhabenden Schwiegereltern gewesen, die es Gautschi ermöglichten, seine Lehrtätigkeit 1953/54 vorübergehend zu unterbrechen, um an seiner Dissertation zu arbeiten. Yersin verortet Gautschi in diesem Kapitel auf überzeugende Weise im bürgerlichen Milieu – eine Einbettung, die zur Erklärung der breiten Akzeptanz seines Landesstreikbuchs von 1968 massgeblich beitrug. Politische Angriffe auf Gautschis wissenschaftliche Objektivität – etwa durch die rechtsbürgerliche Aargauische Vaterländische Vereinigung im Umfeld des Jubiläumsjahrs 2018 – können damit zurückgewiesen werden.

Das dritte, etwas weniger ergiebige Kapitel rekonstruiert die Entstehung des Landesstreikbuchs von 1968 und vergleicht es mit Gautschis Dissertation sowie dem ebenfalls 1968 erschienenen, etwas weniger positiv rezipierten Werk von Paul Schmid-Ammann. Das vierte Kapitel überzeugt dagegen wieder mit Originalität. Yersin analysiert die Rezeption des Landesstreikjubiläums im Kontext der umwälzenden Ereignisse von 1968. Er weist dabei erstaunlicherweise nach, dass die 1968er-Bewegung kaum Einfluss auf die damalige Jubiläumsdebatte hatte. Kritisch betrachtet Yersin zudem die Haltung des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes (SGB), der im Zeichen des Arbeitsfriedens den Landesstreik nur halbherzig würdigte.

Das fünfte Kapitel kehrt zur Biografie Gautschis zurück und thematisiert dessen akademische Laufbahn, die nach der Publikation seines Landesstreikbuches einen Aufschwung erlebte. Yersin analysiert dabei unter anderem die Umstände der Ablehnung seiner Habilitation an der Universität Zürich. Gautschis Vermutung, Opfer einer politischen Intrige geworden zu sein, wird dabei von Yersin kritisch hinterfragt. Im abschliessenden Epilog würdigt Yersin Gautschi als Historiker von nationaler Bedeutung – nicht zuletzt wegen seiner vielbeachteten Guisan-Biografie von 1989.

Trotz vieler Stärken bleibt Yersins Studie nicht gänzlich ohne Kritikpunkte. Punktuell hat Yersin auf der Grundlage einer zu schmalen Quellenbasis zu weitreichende Schlussfolgerungen gezogen. So ist etwa die These, die Linke habe sich bereits ab 1926 aus der Debatte um den Landesstreik weitgehend zurückgezogen, zu hinterfragen. Besonders in der Presse lassen sich etwa für das zehnjährige Landesstreikjubiläum 1928 vielfältige erinnerungskulturelle Aktivitäten der SP, des SGB und der KPS nachweisen. Vor allem im Zweiten Weltkrieg diente die Erinnerung an 1918 überdies als politisches Instrument linker Kräfte. Erst ab den 1950er-Jahren lässt sich vorübergehend eine Latenzphase konstatieren.

Nichtsdestotrotz fällt das abschliessende Fazit positiv aus. Besonders hervorzuheben ist die stilistische Klarheit und der strukturierende Einsatz kluger Leitfragen, die den Lesefluss fördern. Mit seiner innovativen Verknüpfung von Biografie, Historiografie und Erinnerungskultur leistet Yersin einen wertvollen Beitrag zur Landesstreikforschung. Da Gautschis Standardwerk nie ins Französische übersetzt wurde, bietet Yersins Studie zudem einen wichtigen Beitrag zur Rezeption in der Romandie. Der Autor würdigt nicht nur Gautschis wissenschaftliche Leistung, sondern beleuchtet zugleich, wie historische Deutungen im Spannungsfeld zwischen Biografie, Zeitgeist, politischer Kultur und akademischer Rezeption entstehen und weiterwirken. Yersin gelingt es dabei, Gautschis Werk in den diskursiven Kontext der 1950er- und 1960er-Jahre zu stellen, ohne dessen nachhaltige wissenschaftliche Relevanz zu schmälern – ein Balanceakt, der nicht selbstverständlich ist.

*Daniel Artho, Bern*

Sonja Matter, Tanja Rietmann, **Gegen das Vergessen. Fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierung in Nidwalden**, Stans: Historischer Verein Nidwalden, 2024 (Beiträge zur Geschichte Nidwaldens, Bd. 50), 239 Seiten.

«Es ist wichtig, aus den Fehlern der Vergangenheit zu lernen. Die Forschungsergebnisse ermöglichen es, den Blick für gegenwärtiges soziales Unrecht, Menschenrechtsverletzungen und Formen der Ausgrenzung zu schärfen und diese zu bekämpfen.» (S. 7) Diese Folgerung zieht der Nidwaldner Regierungsrat im Vorwort der vorliegenden Studie. Er bittet bei den Betroffenen «aufrichtig um Entschuldigung» und anerkennt das «erlittene Unrecht». Die Studie von Sonja Matter und Tanja Rietmann, angeregt von einer Betroffenen, die beim Stanser Gemeindepräsidenten Gehör fand, und mitinitiiert vom Historischen Verein Nidwalden, reiht sich in die jüngsten Aufarbeitungen zu fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierung ein. Während Erkenntnisse aus zwei grösseren, national angelegten Forschungsprogrammen vorliegen, gibt es erst wenige Forschungen zu einzelnen Kantonen. Nach Zug und Uri wurde nun auch der Kanton Nidwalden in den Fokus genommen. Damit liegt eine informative und die Quellenlage ausschöpfende Untersuchung vor, die ein breites Publikum anzusprechen weiss und gestalterisch höchst ansprechend und mit reichem Foto- und Quellenmaterial umgesetzt ist.

Die beiden Autorinnen orientierten sich entlang von vier Forschungsschwerpunkten: erstens an den gesetzlichen Grundlagen, zweitens mit den damit verbundenen politischen Debatten, drittens an der Praxis des fürsorgerischen Massnahmenvollzugs, viertens an der Frage nach den Auswirkungen auf Betroffene, deren Deutungen und Narrationen zentrale Bedeutung beigemessen wird. Der Band beginnt mit einem einleitenden Teil, der sich insbesondere den gesetzlichen Grundlagen widmet. Im zweiten Teil «Ein hartes Schicksal» steht die Versorgung im heimatlichen Armenhaus im Fokus. Im Kleinkanton Nidwalden spielte die ausserkantonale Anstaltsversorgung eine nicht unwichtige Rolle. Mit dieser befasst sich das Kapitel «Fern der Heimat». Unter dem Titel «(K)ein Recht auf Familie?» steht weiter die Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen im Zentrum. Im Fazit sind spezifische Aspekte zu Nidwalden nochmals herausgearbeitet.

In einigen Belangen kann die Untersuchung bereits Bekanntes bestätigen. Fürsorgerische Zwangsmassnahmen ordnen sich so in ein breit angelegtes sozialpolitisches Regime ein, das spezifische, meist randständig und arme Bevölkerungsgruppen im Visier hatte. Der Blick der Autorinnen auf die Kategorien «Geschlecht» und «Klasse» akzentuiert den Befund auch für Nidwalden. Eine Erkenntnis der Studie ist denn auch, dass ledige Mütter

und ihre Kinder «überproportional» von fürsorglichen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierung betroffen waren. Anhand biografischer Bezüge wird dies besonders verständlich gemacht. Gut erfasst und erklärt sind auch kantonspezifische Bezüge: Die Frage nach dem rechtlichen Rahmen und den gesellschaftspolitischen Zusammenhängen wird am Beispiel des Armengesetzes von 1912 sichtbar. Die politischen Eliten Nidwaldens bauten die disziplinierenden Massnahmen gegenüber sozialen Unterschichten aus. Im kleinräumigen Kanton arbeiteten lange Zeit unterdotierte Milizbehörden und das Prinzip der Gewaltenteilung wurde regelmässig durchlöchert, etwa wenn der Regierungsrat bei Versorgungsanträgen gleichzeitig als Bewilligungs- und Rekursinstanz fungierte. Als kleiner Kanton verfügte Nidwalden zudem über keine spezialisierten Einrichtungen. Verbreitet war die Unterbringung im multifunktional ausgerichteten Armenhaus, wovon jede Nidwaldner Gemeinde eines besass. Dazu kamen die Waisenhäuser, 1903 jenes von Stans und 1928 das Kinderheim in Wolfenschiessen. Das Personal in den Anstalten stellten zu meist klösterliche Gemeinschaften, die unter günstigsten Bedingungen arbeiteten. Für Einweisungen in Arbeits- oder Trinkerheilanstalten, Psychiatrien oder Erziehungsanstalten war man auf ausserkantonale Institutionen angewiesen. Auch in die Vorarlberger Anstalt Valduna wurden Psychatriepatientinnen und -patienten vor und nach dem Zweiten Weltkrieg überwiesen. Beim «Anschluss» Österreichs an das nationalsozialistische Deutschland wurden 150 «Schweizer Pfleglinge» repatriert, darunter auch Personen aus Nidwalden. Aus Gründen der Sparsamkeit kam es immer wieder zu Heimschaffungen ins gemeindeeigene Armenhaus. So trat der Kanton lange Zeit nicht dem «interkantonalen Konkordat» bei. Dieses sah eine Unterstützung bedürftiger Menschen an ihrem Wohnort mit Kostenbeteiligung der Heimatgemeinde vor. Es kam hingegen zu Rückschaffungen von kantonsfremden und ausländischen Armutsbetroffenen.

Besondere Beachtung im Band erhält das 1920 vom Schweizerischen Katholischen Fürsorgeverein in Hergiswil eröffnete Mütter- und Kinderheim Alpenblick. Wir erfahren, dass im Lauf der Geschichte (1920–1971) dort gegen 5000 Kinder geboren worden sind und mehr als 5000 zum Teil minderjährige Mütter aufgenommen wurden. Der Alpenblick bot die Möglichkeit, die «Schande» einer ausserehelichen Geburt vor dem sozialen Umfeld zu verbergen. Die Rolle des Alpenblicks bei der Adoptionsvermittlung lässt sich nicht abschliessend beantworten. Eine «rege Adoptionspraxis» in Nidwalden ist jedoch ein weiterer zentraler Teil der vorliegenden Untersuchung.

Es gelingt den Autorinnen, die gesellschaftlichen Werte und Mechanismen im lokalen Umfeld zu erfassen und zu deuten und so den Umgang einer Gesellschaft mit Armut und Randständigkeit zu erklären. Im Fokus ihrer Beschreibungen stehen die Menschen, die mittels kurzbiografischer Darstellungen und Bezüge eingebunden sind. Darunter findet sich auch die Geschichte des Findelkinds und «Waisenhäuslers» Karl Faden, der als «gemeingefährlicher Vagant» ein Leben lang versorgt wurde und die ganze Härte des damaligen repressiven Fürsorgeapparats erfuhr, aber am Ende seines Lebens als «Original» galt. Doch wie gehen Betroffene damit um? Die Autorinnen folgern, dass eine «Wiedergutmachung» ihrer Geschichte nicht möglich sei, vielmehr müssten Betroffene mit ihrer Vergangenheit leben. Doch das, so eine Interviewpartnerin, sei einfacher, wenn die Geschichte nicht tabuisiert, sondern anerkannt werde.

*Markus Furrer, Horw*

Grégory Quin, Laurent Tissot, Jean-Philippe Leresche (Hg.), *Skiland Schweiz – eine Geschichte*, Thun: Weber Verlag, 2024, 288 Seiten.

Für viele Schweizerinnen und Schweizer war spätestens ab den 1960er-Jahren der Gang auf die Skipiste Teil ihrer Freizeit. Die «Skination Schweiz» ist bis heute lebendig: Keine Werbung ohne Verweis auf die lange Skitradition des Landes, kein medialer Rückblick ohne die «Goldenen Tage von Sapporo» im Jahre 1972. Es ist eine Erzählung und eine Erinnerungskultur zugleich, in der schneebedeckte Berge, Skilager und Skirennen am Fernsehen als Kollektivereignisse vorkommen. Oft untermalt mit Vico Torrianis Gassenhauer *Alles fährt Ski*.

Der Sammelband *Skiland Schweiz* versucht zu ergründen, wie und warum die Skination Schweiz konstruiert wurde, wie sie sich bis in die Gegenwart entwickelte und welche Zukunft ihr bevorstehen könnte. Kurzum: Eine Geschichte des Skisports in der Schweiz aus gesellschaftlicher, politischer, wirtschaftlicher und technischer Sicht. Es handelt sich nicht um ein streng wissenschaftliches Werk, es wechseln sich wissenschaftliche Beiträge von Forschenden mit Essays und Anekdoten von Sammlern, Journalisten oder Sportlern ab.

Die Geschichte des Skisports in der Schweiz wird in drei Phasen unterteilt: Von der Entstehung bis zur Anerkennung (1890er- bis 1930er-Jahre), der Aufstieg zum Massenphänomen zwischen den 1930er- und 1970er-Jahren sowie die Diversifizierung des Skisports, aber auch das Auftauchen der Herausforderung des Klimawandels ab den 1970er-Jahren bis in die Gegenwart. Die einzelnen Perioden werden wiederum in thematische Oberkapitel unterteilt, innerhalb derer die einzelnen Beiträge präsentiert werden.

Die schweizerischen Anfänge des Skisports waren gemäss den Autorinnen und Autoren vorwiegend ein Vergnügen für reiche Touristen und Einheimische, die akademisch oder kaufmännisch geprägt waren und in Städten lebten. Menschen, die auf Holzlatten durch den Schnee gleiten, gab es zwar schon in der Steinzeit auf verschiedensten Erdflecken. Oft dienten die Ski Bauern und Handwerkern als Transport- und Fortbewegungsmittel. In Norwegen wurde Mitte des 19. Jahrhunderts daraus ein Sport gemacht: Skilauen (also Langlauf) und Skispringen wurden eine geläufige Freizeitbeschäftigung aller Volksschichten.

Die Publikation *Auf Schneeschuhen durch Grönland* von Fridtjof Nansen, auch ein Norweger, wurde 1891 ins Deutsche übersetzt und inspirierte Teile des hiesigen Bürgertums. Nansen beschrieb in seinem Buch seine für damalige Verhältnisse sensationelle Durchquerung Grönlands auf Skiern. In der Schweiz waren es zunächst die Alpinisten, welche die Skier für ihre Touren entdeckten. 1893 wurde in Glarus der erste Skiclub gegründet, 1902 fanden die ersten Skirennen statt und 1904 wurde der Schweizerische Skiverband (SSV) ins Leben gerufen. Bis Ende der 1920er-Jahre wuchs die Anzahl (inter)nationaler Ski-Wettkämpfe stark an, die zunehmend auch als Faktor nationalen Prestiges gesehen wurden. Dementsprechend wurden sie auch politisch und medial inszeniert.

Unter Skisport wurde in dieser Phase noch eine Mischung aus Abfahrt und Langlauf verstanden. Die Unterscheidung zwischen Skifahren und Skilauen etablierte sich erst, als der Skisport auf Wintersportorte wie St. Moritz, Gstaad oder Davos überschwappte, wo sich seit den 1870er-Jahren britische Touristen aus der *upper class* tummelten. Sie hatten bereits Vergnügungen wie Curling oder Eishockey in die Schweiz gebracht, waren also grundsätzlich sportbegeistert. Es dauerte nicht lange, bis einige von ihnen den neuartigen Skisport entdeckten. Ihrer Herkunft und sozialen Schicht entsprechend, interpretierten sie

das Skilaufen als *downhill only*: Wettbewerb, Geschwindigkeit und freie Bewegung. Abfahrt und Slalom waren geboren.

Skigeschichte wird im Sammelband demnach auch als eine Geschichte des Tourismus präsentiert: Einerseits bezüglich seiner Infrastrukturen (Unterkünfte und Verkehrswege), andererseits bezüglich des Marketings: Hoteliers und Skilehrer trieben gemeinsam die Etablierung einer einheitlichen «schweizerischen» Skitechnik voran, die in allen Schweizer Skistationen gelehrt werden und den Aufenthalt in der Schweiz attraktiv gestalten sollte.

Auch die Armee trug ihren Teil zur Verbreitung des Skisports bei: Das militärische Potential der Ski wurde schon Ende des 19. Jahrhunderts entdeckt, ab dem Ersten Weltkrieg gehörten sie zur Ausrüstung der Gebirgstruppen. Dadurch kamen neue Bevölkerungsschichten mit dem Skisport in Kontakt. Ein Volkssport wurde er dadurch aber noch nicht, es waren nur ein paar hundert Soldaten betroffen. Auch Frauen wurden so nicht erreicht. Dies änderte sich mit der Gründung des Schweizerischen Damenskiclubs im Jahre 1929, denn die meisten Skiclubs nahmen lange keine Frauen auf. Nicht explizit behandelt wird die Popularisierung des Skisports bei der Bevölkerung der alpinen Bevölkerung, was auf die schwierige Quellenlage zurückzuführen sein könnte. Ein Hinweis auf diese Lücke wäre hilfreich gewesen.

Für die zweite Phase ab den 1930er-Jahren fokussieren die Beiträge auf den starken Ausbau der Beförderungsinfrastruktur. Die Erfindung bzw. der Bau des ersten Bügellifts der Welt 1934 in Davos revolutionierte das Skifahren: Fortan konnten in einem bestimmten Zeitraum viel mehr Revolutionsabsolviert werden, der mühsame Aufstieg zu Fuss oder per Bahn wurde stark reduziert oder fiel ganz weg. Nach dem Zweiten Weltkrieg stieg die Anzahl der Anlagen (Skilifte oder Sesselbahnen und Gondeln) von einigen Dutzend auf fast 500 im Jahre 1960 an.

Der starke Ausbau hing auf den ersten Blick mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Krieg zusammen. Dass gefühlt jede Berggemeinde eigene Skilifte bauen wollte, hing aber auch mit der Nationalisierung des Skisports während des Zweiten Weltkriegs zusammen: Der Krieg brachte den internationalen Tourismus zum Erliegen, nicht aber das Skifahren an sich, weil Skiverband, Bergbahnen, Hoteliers und die Politik gemeinsam versuchten, der einheimischen Bevölkerung den Skisport schmackhaft zu machen. Der Schweizerische Skiverband verschenkte Skier an Jugendliche und unterstützte die Schaffung von Skischulen und -lagern.

Entscheidender waren aber die von Bund und Kantonen gewährten Gelder, die auf das starke Lobbying der Hoteliers und deren Freunde im Parlament zurückzuführen waren: Zunächst zur Rettung von Hotels und Bergbahnen, später für die Einführung eines vergünstigten Wintersportbillets oder zwecks Subventionierung von Skilagern und Skischulkursen. Ab den 1940er-Jahren führten erste Kantone zudem die Sportferien ein, die zum Skifahren genutzt werden sollten. Die konzertierte Propagandaaktion war höchst erfolgreich, dank der neuen einheimischen Touristen erreichten die Schweizer Hotels in der Saison 1943/44 rund 90 Prozent der Auslastungen der Vorkriegsjahre. Die Werbung verkündete euphorisch: «Das ganze Volk fährt Ski». Skifahren wurde zu einer nationalen Angelegenheit gemacht, was sich auch in der «ewigen Konkurrenz» mit den österreichischen Skiorten und -stars zeigt.

In der dritten Phase ab Beginn der 1980er-Jahre zeigten sich gemäss den Autorinnen und Autoren erste Risse in der grossen Skination-Erzählung: Auf den Pisten tauchten Snowboarder auf, die sich mit ihrem Auftreten nicht in die kollektive Skitradition einfü-

gen wollten. Das Snowboard läutete eine Diversifizierung des Skisports ein: Die Fabrikanten adaptierten die Kanten des Snowboards auf die Skier, was ein intensiveres Kurvengefühl ermöglichte. Auch der Boarder-Lifestyle wurde auf den Skisport übertragen, es entstanden neue Disziplinen wie Big Air, Skicross oder Freestyle-Ski. Etwas später begann die Anzahl *skier days* allmählich zu sinken: Skifahren wurde teurer und Billigflüge lockten für die Sportferien in den warmen Süden. Gleichzeitig trug die Klimaerwärmung zum Verschwinden von Skigebieten in tieferen Lagen bei.

Summa summarum bietet der Sammelband eine sinnvolle Periodisierung der Schweizer Skigeschichte und zeigt vielfältige Perspektiven auf. Einleitung und Synthese wirken als ordnende Hand und runden das Werk ab. Es ist dem Format Sammelband geschuldet, dass die einzelnen Beiträge für sich funktionieren und sich gewisse Inhalte wiederholen. Weil das Buch aber auch den impliziten Anspruch eines chronologischen Überblickswerks hat, wäre es hilfreich gewesen, wenn die einzelnen Beiträge stärker auf die thematischen Oberkapitel ausgerichtet worden wären. Zudem tauchen zwischendurch Mini-Beiträge auf, die zu stark in der Beschreibung oder im Anekdotischen verharren und besser mit anderen Beiträgen fusioniert worden wären. Die deutsche Übersetzung der gleichzeitig bei Château & Attinger erschienenen französischen Originalausgabe ist nicht immer optimal gelungen, einzelne Aussagen sind schlicht unverständlich.

*Simon Engel, Basel*

Gil Mayencourt, Sébastien Cala, Anna Amacher Hoppler, Claude Hauser (Hg.): **Pouvoir et emprise du sport. Pour une histoire croisée du tourisme et du sport depuis le XIX<sup>e</sup> siècle**, Neuchâtel: Alphil, 2024 (Sport et science sociales, Bd. 5), 380 Seiten, 25 Abbildungen.

Die Verbindung von Tourismus und Sport ist für uns offensichtlich: Wenn sportliche Grossveranstaltungen wie die *UEFA Women's Euro 2025* anstehen, freuen sich Tourismusdirektor\*innen und Sportfunktionär\*innen gleichermaßen, «Gäste nicht nur für den Sport», sondern auch für die Spielorte als Destinationen «nachhaltig [...] zu begeistern».<sup>10</sup>

Diesem heutzutage als selbstverständlich erscheinenden Nexus der Felder des Tourismus und des Sports möchten Gil Mayencourt, Sébastien Cala (beide Universität Lausanne), Anna Amacher Hoppler (Hochschule Luzern) und Claude Hauser (Universität Fribourg) in ihrem Sammelband in historischer Perspektive auf den Grund gehen. Sie verstehen den Sport als Teil der «distraction», die neben dem «transport» und dem «hébergement» (S. 13) eine der drei Säulen des Tourismus darstelle. Bisherige Arbeiten haben die Beziehung zwischen Sport und Tourismus vor allem aus der Perspektive der Tourismusgeschichte in Kombination etwa mit Wirtschafts-, Technik- oder Sozialgeschichte erforscht.

Anstatt den Sport peripher mitzuverhandeln, stellen die Herausgeber\*innen Macht und Einfluss des Sports ins Zentrum und versprechen «une approche historique croisée» (S. 18) der beiden Felder, die im 19. Jahrhundert aufkommen und bis ins 20. Jahrhundert eine «Industrialisierung» sowie eine «Massifikation» und «Demokratisierung» erlebten. Die im Band vereinten Beiträge gehen drei übergeordneten Fragen nach: Was trug der Sport zur Entwicklung des Tourismus bei? Welchen Beitrag leisteten Akteur\*innen des

<sup>10</sup> Vgl. etwa die Medienmitteilung des Kantons Basel-Stadt sechs Monate vor Turnierbeginn: <https://www.bs.ch/medienmitteilungen/ed/2025-sechs-monate-vor-anpfiff-die-uefa-womens-euro-2025-basel-0> (26.2.2025).

Tourismus zum Prozess der Institutionalisierung und der Sportivisierung («sportivisation») körperlicher Aktivität? Und wie behaupten sich die beiden Sphären vor dem Hintergrund sich stets wandelnder politischer, sozio-ökonomischer und ökologischer Rahmenbedingungen?

In 15 an Sozial- und Kulturgeschichte orientierten und teilweise durch wirtschaftshistorische Perspektiven ergänzten Beiträgen bieten verschiedene Historiker\*innen aus der Schweiz, Frankreich, Deutschland und England<sup>11</sup> Einblicke in die historische Verflechtung von Tourismus und Sport aus (trans-) nationaler Perspektive.<sup>12</sup>

Die Beiträge sind in vier Teile gegliedert. Als erstes stellen Cédric Humair für die Schweiz und Pierre-Olaf Schut für Frankreich grundlegende Überlegungen zu den Prozessen der «sportivisation du tourisme et de mise en tourisme du sport» (S. 18) an. Die beiden Beiträge rahmen die Fallstudien der darauffolgenden drei Hauptteile sinnvoll ein.

Bewusst wählen die Herausgeber\*innen dafür in Abgrenzung zu einer monothematischen respektive monodisziplinären Herangehensweise die offenen Kategorien Räume, Institutionen und Individuen. Diese geschickt gewählten Bereiche geben dem Band genügend Struktur und lassen den einzelnen Autor\*innen gleichzeitig ausreichend Spielraum, um die komplexe Verflechtung und die durchlässigen Grenzen der Phänomene Sport und Tourismus zu erforschen.

Die vier Beiträge, die sich den Räumen annehmen, untersuchen Bergregionen vor dem Hintergrund der sich entwickelnden Tourismus- und Sportindustrie. Während die Alpen als Untersuchungsraum sportlich-touristischer Studien einen Klassiker darstellen, liegt die Originalität der Beiträge im Einbezug zusätzlicher Perspektiven in diese Forschung. Tiphaine Robert arbeitet etwa heraus, wie Autorennen im Engadin kurz nach der Aufhebung des gesetzlichen Autoverbots im Kanton Graubünden 1925 auf gesellschaftlicher Ebene in den Konflikt um die Akzeptanz des Automobils eingriffen und gleichzeitig Differenzen zwischen Akteuren des lokalen Tourismus um dessen Ausrichtung offenbarten.

Im Abschnitt zu den Institutionen widmen sich die fünf Fallbeispiele der Zusammenarbeit und Konkurrenz von Organisationen des Sports respektive des Tourismus. So untersucht etwa Marion Philippe das Zusammenspiel von Staat und Sportverbänden respektive -vereinen bei der Etablierung eines «tourisme sportif populaire» für die Jugend. Für die Zeit während der Vierten Französischen Republik zeigt sie, wie Verbände aus dem Wasser- und Bergsport staatliche Ziele der Kultur-, Freizeit- und Bildungspolitik aufgriffen und der Staat darum dieses Vereinsnetz unterstützte. Darin sieht sie den Grundstein für eine institutionelle Sport- und Freizeitpolitik in der Fünften Republik.

Weitere vier Beiträge nehmen Individuen und deren transregionale, -nationale und -kontinentale Netzwerke im Spannungsfeld sportlicher Werte und Tourismusförderung in den Blick. Gil Mayencourt offenbart etwa ideologische Differenzen zwischen sportlich eingestellten Akteuren aus der Romandie und touristisch orientierten aus der Deutschschweiz im Kampf um die Ausrichtung des «cyclisme» in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seine Analyse von Fachzeitungen zeigt aufgrund dieser ideologischen Differenzen, warum die Schweizer Radsportwelt bis weit ins 20. Jahrhundert linguistisch polarisiert war.

11 Auf dem Gebiet dieser heutigen Staaten sind die Beiträge verortet. Hinzu kommt eine Studie zu Kanada.

12 Einige der Beiträge in diesem französischsprachigen Band wurden aus dem Englischen übersetzt.

In einem stimmigen Epilog blickt Laurent Tissot schliesslich auf die langsame Entwicklung einer «touristification des activités sportives ou [...] une sportivisation des activités touristiques» (S. 365) und macht dabei drei grobe Epochen aus: Die Zeit der Gegensätze (1820er- bis 1880er-Jahre), die Zeit der gemeinsamen Interessen (1880er- bis 1990er-Jahre) sowie die Zeit der Fusionen (1990er- bis 2020er-Jahre). Damit liefert er eine sinnvolle Periodisierung, die der künftigen Forschung als Orientierung und Angebot zur Ausdifferenzierung dient.

Die Herausgeber\*innen hatten sich nicht nur zum Ziel gesetzt, die Verflechtung von Sport und Tourismus zentral zu verhandeln, sondern auch Perspektiven zu eröffnen, die über die bereits besser erforschten Bereiche der Rolle der körperlichen Aktivitäten im alpinen sowie Bädertourismus oder der Verbindung zwischen Hoteliers und dem Sportmilieu hinausgehen. Dieses Vorhaben gelingt grundsätzlich, nicht zuletzt, weil die diversen Beiträge, die sich dem alpinen Raum annehmen, weniger gut erforschte Akteur\*innen behandeln oder den Fokus statt auf die Hotellerie auf Umwelt oder Architektur legen. Dennoch nehmen gerade die Alpen- sowie der Winter- und Bergsport viel Platz ein. Darüber hinausgehende Fallbeispiele wären eine wertvolle Ergänzung gewesen. Gerade die eingangs mit einem Beispiel erwähnten sportlichen Grossanlässe, beispielsweise im in der Schweiz und dem europäischen Ausland so populären Fussballsport, wären im Sinne einer Verflechtungsgeschichte mit dem urbanen Tourismus eine Untersuchung wert gewesen. Ebenso hätten Studien, die weibliche Individuen ins Zentrum stellen, eine willkommene Ergänzung des Bandes sein können.

Trotz des Fehlens der ebengenannten Perspektiven, ist den Herausgeber\*innen und Autor\*innen ein Werk zur Verflechtungsgeschichte des Tourismus und des Sports in der Schweiz und darüber hinaus gelungen, das die bisher spärliche Forschung in diesem Bereich substanziell erweitert. Verständlich zeigen die einzelnen Beiträge, wie sich Tourismus und Sport im Einzelfall gegenseitig beeinflussten, ergänzten, aber auch konkurrierten. Zudem ordnen sie die Entwicklungen in den beiden Sphären in den gesellschaftlichen und politischen Kontext ein. Die Lektüre ist also nicht nur Tourismus- und Sporthistoriker\*innen zu empfehlen, sondern auch weiteren Fachkolleg\*innen, die sich für Schlaglichter auf Kultur-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Schweiz und (West-)Europas im 19. und 20. Jahrhundert interessieren.

*Nils Widmer, Basel*

Maximiliane Berger, Mirjam Hähnle, Anna Leyrer (Hg.), **Männer über sich. Wissenschaft – Biografie – Geschlecht**. Göttingen: V&R unipress, 2024, 166 Seiten.

Auf dem Umschlag dieses schmalen Sammelbands ist ein Foto abgebildet, es zeigt – nur schemenhaft zu erkennen – eine grössere Gruppe von förmlich gekleideten älteren Männern in einem eleganten Saal, ordentlich in Reihen vor der Kamera aufgebaut, würdevoll, ernsthaft, wichtig. Die Bildunterschrift verrät: Historikertag 1906. Und obgleich das Bild nur einen Teil des Buchcovers ausmacht und man sich zunächst fragt, warum es dort abgedruckt ist, kann man nach der Lektüre von *Männer über sich* festhalten, dass die Auswahl treffend ist, denn das Foto der gestrengen Historikerzunft verweist unmittelbar auf Inhalte, Fragen und Ziele des vorliegenden Bands: «Wer und was ist der «schreibende Mann?»» (S. 7). Schreibende Männer, so die Grundannahme, erschaffen Wissen von Welt und verorten sich dabei im unmarkierten, «allgemeinen» Zentrum sinnstiftender Subjektivierung. Diese kulturelle Praxis nimmt der von Maximiliane Berger, Mirjam Hähnle und

Anna Leyrer herausgegebene Band in seinen insgesamt neun Beiträgen historisch-kritisch in den Blick.

*Männer über sich* wird von zwei konzeptionellen Texten gerahmt. Die eher knappe, doch lesenswerte Einleitung der drei Herausgeberinnen leitet die Prämissen und Problemstellungen des Bands her: (auto-)biografisches Schreiben im Hinblick auf darin enthaltene Männlichkeitskonstruktionen zu analysieren, spielt in der historischen Forschung nach wie vor nur eine randständige Rolle. Die Autorinnen der versammelten Beiträge versuchen sich daran, ihre Dokumente als «männliche Selbstdarstellungen» (S. 9) zu lesen und fragen nach einer ausdrücklich männlich gerahmten kulturellen Praxis des Schreibens in einer sehr breit angelegten historischen Perspektive, die vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert reicht. Diese Analysearbeit soll, so die Herausgeberinnen, einem Dreischritt folgen: Dabei sei erstens im Rückgriff auf Raewyn Connells Konzept einer «hegemonialen Männlichkeit» danach zu fragen, wie sich die untersuchten Autoren in ihren Texten auf die jeweils zeitgenössisch gültigen Ideale bezogen haben, sei es affirmativ oder abgrenzend. Zweitens «arbeiten mehrere Autorinnen das Partikulare und Heterogene im männlichen Schreiben auf» (S. 13) und widmen sich so einer intersektionalen bzw. mehrfach-relationalen Studie historischer Männlichkeiten. Drittens betonen einige Beiträge die Körperlichkeit bzw. Materialität des Schreibens und verhandeln sie ausdrücklich vor dem Hintergrund der im Zuge des Poststrukturalismus ausgerufenen «Tod des Autors». Damit wird bereits an dieser Stelle auf den letzten Beitrag des Bands von Marina Silenzi verwiesen, der den in der Einleitung geöffneten Rahmen der Anthropologie schliesst. Darin stellt die Autorin an Friedrich Nietzsche und Judith Butler orientierte philosophische Überlegungen an, wie dem im männlichen Schreiben vermeintlich konstruierten rationalen Subjekt strategisch, anti-essentialistisch begegnet werden könnte. Silenzi greift dabei die sowohl in der Einleitung als auch in den unterschiedlichen Beiträgen bereits angesprochenen Ambivalenzen und Nachfragen auf, die sie in ihrer feministischen Zuspitzung auf Performativität zu beantworten sucht, was ihr im Wesentlichen auch gelingt.

Den eigentlichen Kern von *Männer über sich* machen die sieben zwischen den beiden übergeordneten Texten angesiedelten Fallstudien aus. Der Band ist chronologisch strukturiert und transepochal angelegt, die einzelnen Essays gehen somit über die etablierte Befragung eines «modernen Subjekts» hinaus. Das ist sicher ambitioniert und auch etwas riskant, schliesslich sind die sowohl in der Einleitung als auch bei Silenzi entfalten Gedanken nur bedingt auf vormoderne Geschlechtervorstellungen anwendbar. Doch zeichnen sich die Beiträge insgesamt durch eine hinreichende Sensibilität im Umgang mit den konzeptionellen Vorgaben aus, um diesen nicht übertrieben schemenhaft zu folgen. Maria Tranter widmet sich in ihrem Aufsatz der Kirchengeschichte Beda Venerabilis und thematisiert darin nicht zuletzt die Frage nach den Übergängen und Konflikten zwischen klerikalen und weltlichen Männlichkeitsentwürfen im frühmittelalterlichen England. Claudia Opitz-Belakhal beleuchtet «männliche Selbstreflexion und Vorurteilkritik» (S. 39) bei François Poulain de la Barre, der im 17. Jahrhundert darüber räsonierte, ob Frauen auch Teil gelehrter Gemeinschaften sein konnten und so zu einem Vorreiter feministischen Denkens wurde. Im dritten Fallbeispiel stellt Aline Vogt die Frage nach Vorstellungen von Unabhängigkeit und Freundschaft, und analysiert dazu die Korrespondenz zwischen den beiden Schweizer Ärzten Johann Georg Zimmermann und Samuel Auguste Tissot im 18. Jahrhundert. Die für die interdisziplinäre Männlichkeitenforschung so zentrale Figur des Vaters wird im Beitrag von Julia Freund am Beispiel der Bach-Biografie des Musikhistorikers Johann Nikolaus Forkel aus dem Jahr 1802 diskutiert. Anna Leyrer

arbeitet sich in ihrem Essay auch noch einmal an verschiedenen Texten Friedrich Nietzsches, v. a. an seiner autobiografischen Schrift *Ecce homo* (1888/89) ab und unterstreicht dabei eine Lesart, die nicht beinahe automatisch auf Nietzsches Wahn hinausläuft, sondern danach fragt, ob «es Facetten dieses Hyperbolischen, dieses Überbordenden, die nicht zum Pferdeumarmen, sondern zu etwas ganz anderem führe» gibt (S. 100). Im Beitrag von Mirjam Janett geht es um die Autobiografie des Schweizer Sozialisten Fritz Brupbacher aus dem Jahr 1935, in der nicht zuletzt um Aspekte männlicher Individualität in Relation zur gesellschaftlichen und geschlechtlichen Ordnung verhandelt werden; und im letzten Fallbeispiel beleuchtet Maximiliane Berger den Zusammenhang von Männlichkeit und Nationalstaat im Werk des Historikers Erich Weise, «der sich mit seiner Deutschorchensforschung in den 1950er-Jahren in eine imaginierte, transhistorische Gemeinschaft der deutschen ›Herrenklasse‹ einschrieb» (S. 11).

Trotz der überaus breiten Anlage des Bands gelingt es den Beiträgen insgesamt gut, den in seinem konzeptionellen Rahmen aufgeworfenen Anliegen und Fragen nachzuspüren. Von besonderem Wert scheint mir der Versuch aller Beteiligten, etablierte Modelle sowohl von Geistes- wie Geschlechtergeschichte bewusst inter- und transdisziplinär zu erweitern, in dieser Hinsicht sind die hier vorgestellten Essays inspirierend. Für die weitere Forschung wäre es jedoch wichtig, die Untersuchung männlichen Schreibens und männlicher Sinnkonstruktion durch die Praxis des Schreibens sozialhistorisch breiter aufzustellen und um Beispiele aus unteren Schichten zu ergänzen. Das mag für die Vormoderne schwer umsetzbar sein, doch für spätere Epochen scheint mir diese Perspektiverweiterung nötig. *Männer über sich* bietet hierfür methodische Vorbilder, die hoffentlich zu weiterführenden Studien anregen.

Olaf Stieglitz, Leipzig

Peter Selg, Susanne H. Gross, Matthias Mochner, **Anthroposophie und Nationalsozialismus. Die Anthroposophische Ärzteschaft**, Basel: Schwabe, 2024 (Anthroposophische Medizin, Pharmazie und Heilpädagogik im Nationalsozialismus 1933–1945, Bd. 1), 916 Seiten.

Spätestens seit den 1980er-Jahren wird die Rolle der Anthroposophie im Nationalsozialismus intensiv diskutiert, etwa die Verbindungen der Weleda nach Dachau oder die Beziehung zwischen der «Neuen Deutschen Heilkunde» und der Anthroposophie. Die Debatten sind hochinteressant, zuweilen ideologisch geführt, brandaktuell und insgesamt heikel. Besonders der Historiker Peter Staudenmaier stach in den letzten zwei Jahrzehnten mit Thesen über die «guten bis sehr guten Beziehungen [der anthroposophischen Mediziner] zum NS-Regime» (S. 18) in ein Wespennest. Staudenmaier wird im Vorwort des vorliegenden Bandes explizit als Ausgangslage und Motivation der Studie genannt. In diesem Zusammenhang ist daher kritische Distanz und kühle Quellenarbeit gefordert. Die vorliegende Studie *Anthroposophie und Nationalsozialismus. Die anthroposophische Ärzteschaft* löst dies als sorgfältig recherchiertes und umfangreiches Projekt ein. Der Band ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Als Produkt ist er ein massiver Ziegelstein mit über 900 Seiten, dem noch zwei weitere Bände sowie ein Ergänzungsband folgen werden. Als Projekt ist er eine überzeugende Zusammenarbeit zwischen Peter Selg, Susanne H. Gross und Matthias Mochner, alles Personen mit Bezügen zur Anthroposophie in Deutschland und der Schweiz. Dass der Band vom Ita Wegmann Institut für anthroposophische Grundlagenforschung im Auftrag der Akademie der Gesellschaft Anthroposophischer Ärzte in Deutschland herausgegeben wurde, tönt nach einer bedenkenswerten Ver-

flechtung, die jedoch von einem gut besetzten wissenschaftlichen Beirat «entschärft» wurde: Die Medizinhistoriker Thomas Beddies und Heinz-Peter Schmiedebach, beide mit dem Institut für Geschichte der Medizin und Ethik der Medizin an der Charité in Berlin verbunden, verfügen über grosse Expertise zur (Medizin-)Geschichte des Nationalsozialismus. Und als historische Arbeit besticht der Band durch eine beeindruckende Quellen- und Literaturarbeit, welche eine kritische Reinterpretation der Rolle der Anthroposophie im Nationalsozialismus erlaubt. Im Rahmen einer umfangreichen Archivarbeit identifizierten die Verfasser:innen für den Zeitraum von 1933 bis 1945 über 600 anthroposophische Ärztinnen und Ärzte in verschiedenen Ländern, der Fokus der Arbeit lag auf rund 550 Personen in Deutschland und in von Deutschland besetzten Gebieten: Die Archivarbeit ergab 387 anthroposophische Ärztinnen und Ärzte sowie 149 anthroposophisch orientierte Ärztinnen und Ärzte (S. 40).

In einem wichtigen Methodenkapitel wird dargelegt, wie die anthroposophisch Tätigen definiert und identifiziert wurden; angesichts des Mangels eines Dachverbands stellt dies qualitativ und auch quantitativ die Hauptleistung des Forschungsprojektes dar. In einem eher kurzen zweiten und einem längeren dritten Kapitel werden NS-Medizin und Anthroposophische Medizin bis 1933 eingeführt. Im vierten Kapitel stehen Ita Wegmanns Einschätzung sowie die Haltung des Goetheanums und der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland exemplarisch für die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ab 1933. Das fünfte Kapitel ergänzt diese Auseinandersetzung mit einer Diskussion der Haltung innerhalb des nationalsozialistischen Regimes gegenüber der Anthroposophie: Das Kapitel beschreibt das Verbot der Anthroposophischen Gesellschaft in Deutschland und die Überwachungsmechanismen, rückt aber auch Fürsprecher und Protektoren ins Zentrum. Das sechste Kapitel stellt die teilweise Annäherung der anthroposophischen Ärzteschaft an den NS-Staat dar. Im umfangreichen siebten Kapitel folgen Kurzportraits von 38 Persönlichkeiten, welche in die drei Kategorien «Überwachung und Repression», «Anpassung und Kooperation» und «Verweigerung und Widerstand» aufgeteilt werden. Die Auswahl der Einzelportraits kam durch die Quellenlage und die jeweilige Bedeutung zustande, die Abfolge der Portraits «entspricht im Wesentlichen der sich steigernden Dramatik des Geschehens bzw. der Intensität der Zu- oder Abwendung vom Nationalsozialismus» (S. 30). In einer kurzen «kritischen Bilanz» am Ende des Bandes wird nach nahezu 800 Seiten unter anderem festgestellt: «Der Verband anthroposophischer Ärzte spielte allen vorliegenden Quellen zufolge [...] keine Schlüsselrolle in der Reichsarbeitsgemeinschaft für eine «Neue Deutsche Heilkunde», wie von Staudenmaier behauptet, sondern führte dort ein ausgesprochenes Rand- und Schattendasein.» (S. 771) Überdies könne eine «immer wieder hervorgehobene Affinität der Anthroposophen und der anthroposophischen Ärzteschaft zum Nationalsozialismus [...] nach sorgfältiger Auswertung aller verfügbaren Dokumente nicht bestätigt werden» (S. 772). Gleichzeitig gab es aber auch direkte Verbindungen zum NS-Staat, sodass keineswegs von der Anthroposophie als einer «geistigen Gegenbewegung» gesprochen werden kann (S. 773).

Kritisch anzumerken ist, dass die vorgelegte Reinterpretation der anthroposophischen Medizin im Nationalsozialismus durch eine umfangreichere und kritische Diskussion der existierenden Historiographie gestärkt werden könnte. Peter Staudenmaier beispielsweise dient im Eingangs- und Schlusskapitel als gegnerischer Strohmann, und auch im Haupttext gibt es immer wieder Verweise auf Staudenmaier. Das ist geschickt gemacht, und zugegeben steht die historiographische Diskussion im quellengesättigten Band nicht im Vordergrund. Dennoch könnte die beachtliche Intervention des Bandes von ei-

nem stärkeren historiographischen Teil profitieren. Das Personenregister hätte mit Gewinn durch ein Sachregister ergänzt werden können. Ebenfalls hilfreich wäre eine Ergänzung des Registers durch die Namen von Historiker:innen gewesen, sodass beispielsweise der Bezug zur Historiographie (sprich: Staudenmaier) noch besser nachvollzogen werden könnte. Zudem kommt im ersten Band die tatsächliche medizinische Praxis eher kurz, etwa die Arzt-Patienten-Beziehung oder die Behandlungsverläufe. Ein Glücksfall ist hier der reiche Quellenbestand der psychiatrischen Klinik Sanatorium Wiesneck, welche die Verfasser:innen im folgenden dritten Band ausführlicher behandeln. Insgesamt ist den Verfasser:innen ein bedeutendes Werk gelungen, das gemeinsam mit den folgenden Bänden zu einem Standardwerk der Geschichte der anthroposophischen Medizin werden wird.

*Leander Diener, Zürich*

Heinrich Hartmann, Julia Tischler (Hg.), **Planting Seeds of Knowledge. Agriculture and Education in Rural Societies in the Twentieth Century**, New York: Berghahn Books, 2023 (Environment in History: International Perspectives, Bd. 27), 366 Seiten.

Nachdem die Geschichtsschreibung die grossen wissenschaftlichen und technischen Transformationen in der Physik und Biologie im 20. Jahrhundert untersuchte, richtet sie ihren Blick seit einigen Jahren auf die landwirtschaftliche Forschung. Historiker\*innen analysierten die Agrarforschung im globalen Kontext – von der kolonialen Zirkulation der Menschen, Pflanzen, Tiere und Waren zur landwirtschaftlichen Entwicklungspolitik im Spätimperialismus und Kalten Krieg. Dabei trat insbesondere die Divergenz zwischen wissenschaftlichem Expertenwissen und indigenem Wissen in den Vordergrund.

Im vorliegenden Sammelband vereinen Julia Tischler und Heinrich Hartmann dreizehn Essays über Institutionen der landwirtschaftlichen Ausbildung für die Landbevölkerung im späten neunzehnten und im zwanzigsten Jahrhundert. Die Beiträge erhellen die Versuche (quasi-)staatlicher Institutionen und ihrer Experten, die Landbevölkerung und ihre Praktiken zu lenken. Ausserdem analysieren sie deren Reaktionen auf solche Versuche. Dabei zeigt sich einerseits, dass Kategorien wie Landbevölkerung als «letzte Bastion traditioneller Werte und wahrer Identität» entstanden und politisch von Experten mobilisiert wurden, obwohl diese Bevölkerung weder eine klare Identität noch einen Wunsch nach traditioneller Ländlichkeit hatte.

Trotz der regionalen und zeitlichen Vielfalt der Fallstudien ergeben sich globale Trends, die nicht entlang der historiographischen Sollbruchstelle «the west and the rest» zerbrechen. Überall versuchten Staaten seit Ende des 19. Jahrhunderts ihre Macht über die ländliche Peripherie und Bevölkerung durch Modernisierungsprogramme auszubauen, um Nahrungsmittelknappheit oder mögliche Aufstände zu bekämpfen. Die Landbevölkerung war natürlich kein passives Subjekt solcher Programme, sondern nahm aktiv daran teil – entlang eines Spektrums von Verweigerung bis Aneignung.

Dabei waren Vermittler zentrale Akteure. Preetis Aufsatz beschreibt, wie das British Raj solche Vermittler im Imperial Agricultural Research Institute in Pusa ausbilden wollte. Allerdings waren die Studierenden aus höheren indischen Schichten gar nicht sonderlich an einer Vermittlungsarbeit interessiert, sondern wollten sich vor allem für eine beamtliche Tätigkeit qualifizieren. In Liberia wurde 1929 das Booker Washington Institute von US «educationists» gegründet, um die indigene Bevölkerung auszubilden. In Cassandra Mark-Thiesens Kapitel mussten diese sich aber der liberianischen Regierung zumindest rhetorisch annähern, um die Kooperation aufrecht zu erhalten. Amalia Ribí Forclaz

wirft einen Blick auf die United Nations Relief and Rehabilitation Administration (UNRRA) in Nachkriegs-Italien und weist nach, dass sich internationale Organisationen selbst in Europa mit nationalen und lokalen Programmen und Praktiken auseinandersetzen mussten, um erfolgreich zu agieren. In der Türkei versuchte die republikanische Regierung seit den dreissiger Jahren Bauern in moderne Unternehmer und Bürger durch Bildung in sogenannten «village institutes» zu verwandeln. Heinrich Hartmann legt dar, wie im Nachkriegs-Marshallplan dieses Programm selbst zu einem Modell für internationale Programme wurde. Vermittler selbst waren unberechenbare Akteure, die sich in der Auseinandersetzung mit lokalen Verhältnissen veränderten. Dabei war ihr persönlicher Erfolg nicht deckungsgleich mit dem Erfolg der Programme, für die sie arbeiteten.

Diese Programme der landwirtschaftlichen Bildung und Beratung arbeiteten oft mit exportfähigen Modellen. Heiner Grunert analysiert, welche Prototypen für die ländliche Modernisierung Eliten in Polen und Jugoslawien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mobilisierten. Die Landbevölkerung war durchaus an solchen Modellen interessiert und passte sie zusammen mit Experten an lokale Verhältnisse an. Im Fall der Niederlande stellen dagegen Ronald Plantinga und Harm Zwarts im Agrarwissen einen Trend zur Nationalisierung seit 1960 fest, der den lokalen Fokus, vorherrschend von 1890 bis 1960, ersetzte. Dieser Trend spiegelte eine Veränderung der nationalen Politik hin zu Mechanisierung wider. Juri Auderset untersucht, wie landwirtschaftliche Arbeit selbst zum internationalen Objekt wissenschaftlicher Forschung im Austausch zwischen beiden Seiten des Nordatlantiks in der Zwischen- und Nachkriegszeit wurde, im Kontrast zur kontingenten Natur der Landwirtschaft. In Costa Rica wurde eine Kooperation mit den USA zur Etablierung von 4-H Jugendclubs erfolgreich, weil die lokale Jugend in diesen Clubs ihre Wünsche und Hoffnungen auf Geselligkeit und Ausbildung erfüllen konnte – der ideologische Überbau spielte dabei eine untergeordnete Rolle, so Corinne Pernet in ihrem Kapitel. Insgesamt hing also der Erfolg solcher landwirtschaftlichen Modelle davon ab, wie skalierbar und anpassbar sie an lokale Verhältnisse waren.

Dabei hatte auch die lokale Bevölkerung etwas mitzureden. Julia Tischler beschreibt, wie südafrikanische Frauen Bildungsprogramme der «domestic science», die Frauen dazu bringen sollten, sich auf die häusliche Reproduktionsarbeit mit wissenschaftlicher Effizienz zu beschränken, nutzten, um ihre eigenen Ziele zu verfolgen oder die Grenzen jener Häuslichkeit in Frage zu stellen. Dabei prägte weniger die *color line* die Reaktionen der Frauen als ihre Rolle in der landwirtschaftlichen Arbeit. Kalliopi Geronymaki untersucht griechische Agronomen im griechischen Nordmazedonien im Bürgerkrieg zwischen 1944 und 1953. Sally Horrock, John Martin und Paul Merchant zeigen, wie in Grossbritannien zwischen 1950 und 1990 die persönlichen Beziehungen zwischen Beratern und Bauern wichtig waren, um den Transfer des Wissens aufrecht zu erhalten. John Doyle-Raso analysiert Ugandas Reislandwirtschaft zwischen 1870 und 2000 und zeigt, wie lokale Bauern ihr Wissen nutzten, um Demonstrationshöfe und die Verbreitung des Reisanbaus zu beeinflussen. Schliesslich untersucht Georg Fischer den Zusammenprall zwischen «high modernist» Zielen der Experten, die mit der landwirtschaftlichen Kolonisierung betraut wurden, und der Erfahrung lokaler Gruppen, die diese Modernisierung selbst durchführen sollten, in Cotoca in Bolivien. Dabei waren die Experten durchaus fähig, lokales Wissen und Traditionen zu berücksichtigen. Insgesamt zeigt sich also, dass die lokale Bevölkerung durchaus Einfluss hatte.

Die Fallstudien ergeben ein umfassendes Mosaik landwirtschaftlicher Bildungs- und Beratungsprojekte im späten 19. und 20. Jahrhundert, und der vorliegende Band entwi-

ckelt auch eine überzeugende Taxonomie dieser Projekte. Allerdings bleibt unklar, wie diese Taxonomie die zentralen Narrative der allgemeinen (Wissenschafts-)Geschichte verändert. So endet die Einleitung plötzlich nach einer Übersicht über die einzelnen Kapitel. Es bleibt den Leser\*innen überlassen, sich die zentrale historiographische Intervention klar zu machen. Für mich zeigen die Essays, wie die Agrarwissenschaften mit ihren spezifischen Beratungs- und Bildungsprogrammen ländliche Bevölkerungsgruppen mit ihrer Form der Wirtschaft in den Bann der Wissenschaft – oder gar deren Abhängigkeit? – brachten, und dabei soziale Konflikte entlang neuer Linien definierten. Die Kapitel des Bandes geben den Leser\*innen jedenfalls genug Stoff zum weiteren Nachdenken über die fundamentale Rolle solcher Programme für die Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Lucas M. Müller, Genf

Damiano Matasci, **Internationaliser l'éducation. La France, l'UNESCO et la fin des empires coloniaux en Afrique (1945–1961)**, Villeneuve d'Ascq: Presses Universitaires du Septentrion, 2023, 290 pages.

This book aims to do two things. First, it seeks to contribute to the history of French colonial education, a field that has seen significant developments in the last twenty years.<sup>13</sup> Second, through its «connected history» methodology, it aims to contribute to recent developments in the historiography of decolonisation by setting the processes of decolonisation in their wider global and transnational context.<sup>14</sup> Using Francophone Africa (which here refers to colonial French West Africa, French Equatorial Africa and Madagascar) as a case study, Matasci utilises a vast range of documentary and archival sources to show that developments in colonial education after the Second World War did not take place in isolation. Thus, a purely «national» history, focusing on the metropolitan government, the colonial authorities and emerging African elites in Francophone Africa, only tells a part of the story, because these political actors were embedded in international networks and organisations, notably UNESCO, where ideas circulated, were shared and – not infrequently – came into conflict.

The book is organised into five roughly chronological chapters. The first shows how discussions about social and economic development were internationalised after the Second World War, with UNESCO experts elaborating the idea of *éducation de base*<sup>15</sup> and discussing its role in development. The repercussions of this in colonial Africa form the subject of the second chapter, in which the author examines the ambivalent reaction of the French government and colonial authorities to this international involvement. Their response was to put in place a diplomatic strategy to defend France's *mission civilisatrice* in Africa, while at the same time developing a common position with the other major colonial powers to «defend the empire». By 1950, they had established two bodies, the *Commission de coopération technique en Afrique au sud du Sahara* and the *Conseil scientifique pour l'Afrique au sud du Sahara*. The often tense, not to say conflictual, relations

13 See Pascale Barthélemy, *L'enseignement dans l'empire colonial français: une vieille histoire?*, in: *Histoire de l'éducation* 128 (2010), p. 5–28.

14 See, for example, Martin Thomas, *The End of Empires and a World Remade. A Global History of Decolonisation*, Princeton 2024.

15 *Education de base* is defined by UNESCO as an array of different educational programmes and activities that aim to address basic educational needs. It includes primary education as well as a range of both formal and informal educational activities, such as professional and adult education, that respond to the basic educational needs of people of all ages.

between UNESCO on the one hand and these bodies on the other are the subject of the third chapter. The next chapter then looks at how the attempts to promote an 'enlightened colonialism' played out on the ground by examining several rural case studies from French West and French Equatorial Africa. Matasci discusses how the French authorities set out to define their own *éducation de base* doctrine that was distinct from that of UNESCO and looks at the difficulties they faced in implementing this. The final chapter then examines how the whole *éducation de base* project reached an impasse in the mid-1950s, caught between government budgetary restrictions on the one hand and the hostility of African elites on the other. It shows the limits of the colonial 'modernising mission'<sup>16</sup> and its developmentalist projects, as well as how UNESCO was able to take advantage of this situation by organising, together with African ministers of education, the 1961 conference in Ethiopia at which the so-called Addis Ababa plan for education was launched. The plan and the reforms introduced in its wake marked a new phase in France's relations with Africa. This did not, however, mean French withdrawal or an immediate loss of influence, but rather a reconfiguration of the relationship in which direct colonial intervention was replaced by bilateral technical assistance and cultural diplomacy, as France sought to consolidate its sphere of influence in Africa.

By adopting a 'connected history' approach, the author is able to explore the various inter-imperial contacts – the meetings, the mutual learning, the sharing of ideas and knowledge, but also the tensions and conflicts – that were a feature of the post-war decolonisation period. In adopting this approach, Matasci demonstrates how international organisations, in this case UNESCO, represent a useful vantage point from which to observe these developments.

His key contributions are threefold. First, his book will be an important point of reference regarding colonial education and the debates concerning its intended role in economic and social development, but also in re-legitimizing the colonial project after the Second World War. Second, he has made a significant contribution to our understanding of how UNESCO evolved following its creation in 1945 and the challenges it faced in trying to carve out a role for itself in the face of resistance from the colonial powers. Finally, his in-depth study of education represents a major addition to the literature on the continuities between the colonial and postcolonial period.

*Tony Chafer, Southsea, Portsmouth*

Aurore Müller, *Les oubliés des Trente Glorieuses. Contraintes et opportunités des enfants et adolescents placés dans les cantons de Fribourg et de Neuchâtel (1950–1985)*, Neuchâtel: Alphil, 2024 (coll. Histoire et Société), 382 pages.

L'originalité de la contribution d'Aurore Müller à l'histoire du placement des mineurs en Suisse réside dans la mobilisation des concepts de capital humain et de capital social. L'objectif de l'auteur est, en effet, de démontrer de quelle manière les jeunes placés sont préterités tant en matière d'acquisition d'une formation que de développement de liens sociaux avec leurs pairs ou des adultes de référence, ce qui exerce un impact durable sur leur parcours de vie. Tiré d'une thèse de doctorat, ce travail s'appuie principalement sur un corpus constitué d'une centaine de dossiers individuels, émis par l'Office des mineurs de Neuchâtel et celui de Fribourg.

<sup>16</sup> Ed Naylor (ed.), *France's Modernising Mission. Citizenship, Welfare and the Ends of Empire*, London 2018.

La première partie de l'ouvrage s'ouvre avec l'identification des causes de placement. Celles-ci évoluent durant la période étudiée et reflètent les transformations de la société: les enfants nés hors-mariage ne sont plus placés systématiquement dès les années 1970, au moins dans le canton de Neuchâtel, alors qu'augmente, tout au long de la période, le nombre d'enfants de parents divorcés, au point de former plus de la moitié des dossiers traités.

Cette partie s'achève avec la présentation des systèmes de protection et de placement. Suite à l'entrée en vigueur du Code pénal fédéral en 1942, un Office des mineurs est créé tant à Neuchâtel qu'à Fribourg, mais Müller montre clairement que ces nouvelles structures occupent des places très différentes: à Neuchâtel, elle constate un effet de centralisation des décisions et du suivi des placements autour du nouvel Office, alors qu'à Fribourg, l'Office peine à s'imposer dans un système décentralisé, où nombre de placements sont décidés par divers services de tutelles, voire des privés. Elle montre aussi comment le paysage fribourgeois reste dominé par la philanthropie catholique qui gère un réseau privé «parallèle», où l'absence de contrôle étatique facilite la persistance des abus.

La deuxième partie est sans nul doute la plus novatrice de cet ouvrage. Müller y démontre toute la pertinence d'une démarche comparatiste. Elle évalue le capital humain auquel peuvent accéder les jeunes placés en se penchant sur leur parcours scolaire, puis leur éventuel accès à une formation postsecondaire. Elle met en évidence de quelle manière le premier est perturbé et le second extrêmement limité, voire inexistant.

Pour ce faire, Müller compare les offres de formation pour les jeunes de 15 à 19 ans, placés ou non, dans les deux cantons investigués, et ce durant les périodes 1950–65 et 1965–85. À l'aide de données statistiques qu'elle a construites elle-même, l'auteur démontre que, malgré un meilleur accès aux apprentissages pour les garçons placés dans les années 1970–85, «*le placement est une entrave à l'acquisition d'une formation et que les jeunes placés restent en marge de la démocratisation des études*» (p. 150). Comme le critère financier est décisif, tout type de formation supérieure leur reste inaccessible, ce qui a comme effet de creuser encore l'écart avec leurs pairs non placés. Ce constat est encore plus marqué pour les filles, à qui aucune formation professionnelle (ou presque) n'est offerte jusque dans les années 1980, et ceci dans les deux cantons étudiés.

Cette partie seule suffit à démontrer que les politiques de protection de l'enfance investiguées sont un échec flagrant et que, sous prétexte de prioriser l'intérêt supérieur de l'enfant et d'assurer sa future intégration socio-économique, elles ont eu l'effet inverse de celui escompté. En définitive, elles ont été extrêmement délétères pour les personnes concernées.

Dans la dernière partie, Müller mobilise le concept de capital social et émet l'hypothèse que «*le placement déséquilibre et reconfigure le réseau des enfants et des adolescents-es placés*» (p. 220). Pour l'étayer, elle examine les relations des jeunes placés avec les adultes de référence dans leur vie, leur assistant-e social-e et leurs parents. Il ressort clairement que l'assistant-e social-e joue un rôle déterminant dans les décisions concernant les jeunes placés qu'il suit. Cependant, la responsabilité de trop nombreux cas rend presque impossible la création de relations de confiance. Concernant les parents, ils ont laissé peu de traces dans les dossiers. Traditionnellement écartés afin de couper l'enfant placé de son milieu d'origine, ils sont progressivement autorisés à collaborer, mais de manière très limitée et sous réserve du strict respect des décisions officielles. Pour achever la démonstration, il aurait fallu évoquer les éducateurs et éducatrices qui côtoient au quotidien, parfois pendant plusieurs années, les jeunes placés en institution. La non-

prise en compte de cette catégorie d'adultes de référence s'explique par les sources utilisées, mais aurait mérité d'être signalée, car elle limite clairement la portée des résultats présentés.

Un des rares reproches que l'on peut adresser à ce travail est que, même si l'autrice s'appuie largement sur la recherche, tant romande qu'alémanique, et fait parfois appel au cas français pour mettre en évidence des similitudes ou pallier certaines lacunes, elle recourt peu au reste de la recherche internationale alors que certaines problématiques traversent largement les frontières. Un tel recours aurait sans nul doute permis de prendre un peu de recul et d'identifier des logiques systémiques non-spécifiques au cas suisse.

Relevons finalement que Müller souligne à plusieurs reprises les liens entre les résultats de sa recherche et la situation actuelle dans le domaine de la protection de la jeunesse, un grand nombre de problématiques restant inchangées.

Véronique Czaka, Villars-sur-Glâne

Cristina Ferreira, Arnaud Frauenfelder, Joëlle Droux, Marco Cicchini (dir.), **Paroles, paroles. Comment l'État écoute ses justiciables**, Lausanne: Antipodes, 2024, 400 pages.

Qu'est-ce qui se joue dans cet espace social particulier engendré par l'audition ou le recueil de la parole des personnes visées par une mesure d'assistance, de tutelle ou de contrainte judiciaire? Si la loi oblige les agent-es de l'État à écouter, prêtent-ils et elles vraiment toujours l'oreille? Les interactions produites par ces processus correspondent-elles trait pour trait aux rapports de pouvoir qui leur préexistent? Est-il possible qu'elles créent des interstices de marges de manœuvre pour les personnes concernées?

Ces passionnantes questions sont au cœur de l'ouvrage dirigé par Cristina Ferreira, Arnaud Frauenfelder, Joëlle Droux et Marco Cicchini, qui soulignent dès l'introduction la richesse de leur objet: «*l'écoute est le théâtre de logiques de régulation hybrides, à la fois d'ordre et de surveillance, de soutien et de contrôle, d'assistance et de coercition.*» (p. 5) L'introduction reprend ici les termes du PNR 76 («assistance et coercition») du Fonds national suisse, qui a financé trois projets dont est issue la majorité des quatorze contributions réunies dans le volume. Les douze auteurs et autrices cherchent à dépasser la tension entre assistance et coercition pour s'intéresser plus finement aux interactions sociales engendrées par l'obligation d'auditionner. Si ces espaces d'expression cristallisent les ambivalences des dispositifs qui conjuguent une ambition de protection et son caractère contraint, ils peuvent aussi être investis et ouvrir une marge de manœuvre. Leur ouvrage vient ainsi compléter une historiographie sur le thème des mesures d'assistance imposées en plein essor et poursuit la perspective initiée par le volume de la Commission Indépendante d'Experts «*Je vous fais une lettre...*»<sup>17</sup>.

*Paroles, paroles* contient trois parties qui placent la focale sur les différents types d'acteurs et d'actrices. La première prend pour cadre les agent-es institutionnel·les: juges des familles, intervenant-es en protection de l'enfance, juges de paix. Toutefois, cela ne signifie pas que l'analyse reste cantonnée à leur seule perspective. Joëlle Droux montre, par exemple, comment, dans le canton de Genève, les parents mobilisent les Chambres des tutelles pour discipliner leurs enfants récalcitrants. Sa contribution éclaire d'un jour

17 Anne-Françoise Praz, Lorraine Odier, Thomas Huonker et al., «... je vous fais une lettre»: retrouver dans les archives la parole et le vécu des personnes internées | die Stimme der internierten Personen in den Archiven | ritrovare negli archivi le parole e il vissuto delle persone internate, Zürich, Neuchâtel, Bellinzona 2019 (Veröffentlichungen der Unabhängigen Expertenkommission Administrative Versorgungen, Vol. 4).

nouveau les effets d'une justice civile censée exercer une action protectrice sur les mineur-es et qui, pourtant, peine à leur tendre l'oreille. Ces juridictions assurent un règlement des conflits qui ressemble à l'intervention d'autres magistrat-es, les juges de paix du canton voisin de Vaud. Deux chapitres leur sont consacrés, respectivement par Ludovic Maugué et Cristina Ferreira, qui reviennent sur l'action de proximité de ces figures de règlement des contentieux ordinaires. Comme le rappelle Maugué, la justice de paix, invention de la constituante française de 1790 qui se diffuse en Europe avec l'expansion napoléonienne, devait régler les conflits rapidement et facilement, en priorité dans les espaces ruraux. C'est ainsi qu'elle s'implante dans différents cantons romands au XIXe siècle. Le juge de paix vaudois (rares sont les femmes à exercer la fonction) n'est pas un juriste professionnel, mais une personne de proximité jusqu'à la réforme des années 1990. Ils sont néanmoins responsables de décisions qui peuvent avoir un impact assez lourd sur les administré-es, notamment en matière de privation de liberté à des fins d'assistance. Cependant, le juge de paix est une figure centrale de cette justice de proximité, nous explique Ferreira dont l'analyse se fonde sur un corpus d'entretiens: «[Son] art consiste à veiller sur des hommes et des femmes à chaque faux pas mettant en danger leur existence; les autorités de protection tentent ainsi de ramener ceux et celles dont les amarres au collectif menacent de se rompre» (p. 171–172).

La seconde partie prend aussi le cadre institutionnel comme point de départ pour considérer plus avant la manière avec laquelle les responsables tiennent compte, ou plutôt discréditent, la parole de celles et ceux dont l'existence leur est confiée. Parmi ces figures souvent à la marge – personnes âgées, en situation de handicap, mineur-es (racisé-es) – celles qui souffrent d'une dépendance à l'alcool paraissent particulièrement soupçonnées de livrer une parole à laquelle il n'est pas permis de faire confiance. Ce déficit de crédibilité apparaît aussi dans les prétentions de personnes diminuées, comme le montre très bien Julie Minoc à travers le cas d'un homme très âgé qui réclame qu'on le laisse vivre sa vie aux bons soins d'une femme que la justice soupçonne d'abuser de sa confiance. Placée devant un dilemme, qui se présente dans d'autres cas étudiés par la sociologue, la Chambre des tutelles préfère imposer à l'homme un dispositif de curatelle plutôt que de laisser la femme en qui il a toute confiance s'occuper de lui. Cette mesure, qui le pousse littéralement au désespoir, se fonde sur l'absence du concerné à l'audition, tout en ignorant les nombreuses lettres qu'il envoie pour faire connaître son vif désaccord avec cette protection qu'il considère comme une humiliation.

Enfin, la troisième partie place davantage la focale sur les individus ciblés par les mesures d'assistance (contraintes) et de tutelles. Dans une remarquable démonstration, Armelle Weil analyse l'impact de la capacité à se raconter sur les parcours des jeunes femmes et hommes en contexte pénal. Son chapitre apporte des éléments de réponse pour expliquer la différence très significative de la présence des femmes et des hommes dans la statistique pénale, soit respectivement autour de 5% et 95%. Selon Weil, les jeunes femmes, mieux à même de se livrer, bénéficient de mesures plus sociothérapeutiques que leurs collègues masculins, plus résistants aux confidences: une attitude qui favorise un traitement pénal. Les mineur-es font aussi l'objet du texte de Marco Nardone sur leur internement à l'hôpital psychiatrique de Mendrisio et de celui de Géraldine Bugnon, qui adopte une perspective individuelle. Tout comme Mirjana Farkas, elle choisit de suivre le parcours d'une personne pour montrer les mécanismes à l'œuvre dans le traitement qui lui est réservé, mais aussi l'importance de son contexte de vie pour comprendre son vécu. Cette approche par les trajectoires individuelles, sans toutefois tomber dans l'anecdotique,

constitue aussi une des grandes richesses du volume, puisqu'elle permet de considérer aussi les personnes en dehors des institutions qui les ciblent, à l'image de la femme internée à l'asile de Béthesda suivie par Farkas, qui voit son séjour comme «la période la plus tranquille de son existence de femme.» (p. 373)

De même, la narrativité des archives apparaît de manière sous-jacente dans plusieurs chapitres, expliquant ce qu'elles nous disent des trajectoires et des expériences et les éléments sur lesquels elles restent muettes.

À la croisée d'approches sociologiques et historiques, cet ouvrage apporte une contribution fort bienvenue au développement récent des recherches sur les mesures de contraintes et d'assistance. Déjouant les perspectives parfois trop monolithiques, les différents chapitres montrent comment les institutions peuvent constituer des ressources pour les personnes qu'elles prétendent contrôler, tout en ne perdant pas de vue cette fonction et la manière dont les rapports de pouvoir structurent les relations entre les différents groupes d'acteurs et d'actrices.

*Alix Heiniger, Genève*

Caroline Rusterholz, **Responsible Pleasure. The Brook Advisory Centres & Youth Sexuality in Postwar Britain**, Oxford: Oxford University Press, 2024, 270 Seiten, 11 Abbildungen.

Sexualerziehung und Aufklärungsunterricht erfahren seit einigen Jahren auch jenseits der Sexualitätsgeschichte Aufmerksamkeit unter Historiker:innen, lassen sich an ihnen doch grundsätzliche Fragen gesellschaftlichen Wandels diskutieren. Dieses Ansinnen teilt die Arbeit von Caroline Rusterholz zu Jugendsexualität in Grossbritannien. Als historische Sonde dienen ihr die *Brook Advisory Centres*, die obschon zentraler Akteur im Feld der Sexualberatung bislang nicht Gegenstand einer Studie geworden sind. Anhand dieser von Helen Brook Mitte der 1960er-Jahre ins Leben gerufenen privaten Organisation geht Rusterholz der Frage nach, wie institutionell und lokal mit der Sexualität von Jugendlichen umgegangen, wie sie öffentlich debattiert und individuell erfahren wurde. Entsprechend umfangreich ist ihr Quellenkorpus, das sich aus Archivmaterial, zeitgenössischen Umfragen, massenmedialer Berichterstattung, Parlamentsdebatten und Zeitzeug:inneninterviews – sowohl mit ehemaligen Beschäftigten als auch Klient:innen – zusammensetzt.

Gegen die verbreitete Annahme einer sexuellen Liberalisierung seit den 1960er-Jahren betont Rusterholz die Komplexität und Kontingenz des Wandels, der sich angesichts fortwährender Auseinandersetzungen und seiner konstitutiven Ambivalenz einer simplen Fortschrittserzählung widersetzt. Im Anschluss an Nikolas Roses Arbeiten zum Aufstieg der Psycho-Disziplinen als liberaler Regierungstechnologie erkennt sie in den *Brook Advisory Centres* den Versuch, Jugendliche mittels Beratung zu einem verantwortungsvollen Umgang mit ihrer Sexualität anzuleiten. Neue Freiheiten gingen dabei mit neuen Anforderungen einher, die ebenso Vorstellungen richtiger und falscher Sexualität enthielten wie sie Hierarchisierungen und Ausschlüsse (re)produzierten.

Die Arbeit ist thematisch gegliedert. Zunächst wird der Kontext umrissen, in dem die *Advisory Centres* entstanden (Kap. 1). Wengleich es bereits zahlreiche Beratungsstellen gab, bestand die besondere Bedeutung Helen Brooks darin, als erste Sexualberatung für Unverheiratete und Minderjährige anzubieten. Gegen den Vorwurf, promiskuitives Verhalten zu fördern, entgegnete Brook, sie wolle jungen Menschen Verantwortung beibringen, um sie vor dem Schicksal ungewollter Schwangerschaft zu bewahren. Kapitel 2

akzentuiert die Bedeutung des lokalen Kontextes und untersucht für fünf Städte die dortigen Konflikte um die Einrichtung von Beratungsstellen.

Im Anschluss erörtert Rusterholz, wie Mitarbeiter:innen von Brook auf dem Feld der Sexualpolitik agierten, indem sie Allianzen schmiedeten, Lobbyarbeit betrieben und Kampagnen initiierten (Kap. 3). Neben der prekären Finanzierung galt das Engagement vorrangig dem freien Zugang Jugendlicher zu Verhütungsmitteln, der 1974 mit dem von Brook unterstützten *National Health Service Reorganisation Act* erstritten wurde. Das veranlasste konservative Kritiker:innen indes nicht aufzugeben. Vielmehr avancierte Jugendsexualität in den 1980er-Jahren zum Schauplatz des grassierenden Kulturkampfes.

Auf innovative Weise wird in Kapitel 4 die räumlich-materielle Dimension analysiert. So reflektierte bereits die Wahl des Standorts Annahmen über die Klient:innen. Zunächst sei man von einem gesteigerten Beratungsbedarf bei Jugendlichen der Mittelschicht ausgegangen, weshalb man in die Nähe von Universitäten zog. Erst als Mitte der 1970er-Jahre Jugendliche aus Einwandererfamilien in den Fokus rückten, entstanden Einrichtungen in migrantisch geprägten Vierteln. Bei der Gestaltung der Räumlichkeiten grenzte man sich von den steril anmutenden medizinischen Beratungsstellen ab. Durch warme Farben, gemütliche Sitzmöbel, Pflanzen und Musik sollte eine einladende und beruhigende Atmosphäre geschaffen werden. Kapitel 5 wendet sich den Erfahrungen der Klient:innen zu, die Brook wegen des vertraulichen, nicht-wertenden Umgangs schätzten. Überdies hätten sie die Beratung mitgeprägt, da ihre Bedürfnisse ernstgenommen wurden. Insofern spielte Brook auch eine Vorreiterrolle bei der Entfaltung des neuen Leitbildes vom Patienten als Konsumenten in den 1980er-Jahren.

Obwohl der nicht-wertende Ansatz kennzeichnend für Brook war, habe man anfänglich ein implizites, bürgerliches Modell ‚guter‘ Sexualität vertreten (Kap. 6). Zwar sei mit der Betonung von Verantwortung der vorehelichen Sexualität, sofern sie in monogamen heterosexuellen Beziehungen stattfand, zu mehr Akzeptanz verholfen worden. Jedoch galt Promiskuität, die man mit der Arbeiterklasse verband, lange als Zeichen fehlender Reife. Erst in den 1980er-Jahren wurden Vergnügen und Lust positiv gesehen, wenn sie denn mit Verantwortung einhergingen.

Schliesslich versuchte man mit eigenen Unterrichtsmaterialien und Aufklärungskampagnen Jugendliche zu erreichen, die nicht den Weg in die Beratungsstellen fanden (Kap. 7). Dabei geriet in den 1970er-Jahren eine Gruppe in den Blick, die bis dato ignoriert worden war: Jugendliche mit körperlichen oder geistigen Behinderungen. Und während in den 1980er-Jahren im Kontext von Aids das Kondom zum favorisierten Verhütungsmittel aufstieg, versuchte man verstärkt Jungen anzusprechen, die seltener als Mädchen Beratungsstellen aufsuchten. Bei alledem war Brook wiederholt mit öffentlicher Kritik und Zensurmassnahmen konfrontiert.

Zu bemängeln gibt es an der Studie kaum etwas. Zum einen hätte man die Zuschreibungen an Jugendliche entlang von *class*, *race* und vor allem *gender* ausführlicher analysieren können. Zum anderen wird die gouvernementale Funktion von Sexualberatung eher angedeutet denn eingehender problematisiert. Dies kann und soll den überaus positiven Gesamteindruck aber nicht schmälern. Das flüssig geschriebene und mit zahlreichen spannenden Befunden auftrumpfende Buch ist daher wärmstens zur Lektüre empfohlen.

*Jens Elberfeld, Halle*